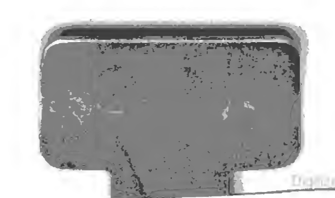
Letzte Gänge

Johannes Scherr





Letzte Gänge

von

Johannes Scherr



Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann



1887

Letzte Gänge.



Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, kulturgeschichtlich geschildert.

Mit Bildern erster deutscher Künstler.

Pracht-Ausgabe. 370 Seiten Text mit 248 Illustrationen und 64 ganzseitigen Bildern in Tondruck. 34 Hefte à 1 1/2 Mk., in reichstem Prachtbande 70 Mk.

Ausgabe in Gartenlaube-Format. 370 Seiten Text mit 248 Illustrationen und 24 ganzseitigen Bildern. 40 Hefte à 40 Pf., in reichem Einbande 20 Mk.

Porkeles und Porkelessa. Eine böse Geschichte.

Dritte Auflage. Mit besonderem Vorwort des Verfassers. 3 Mark.

Gestalten und Geschichten. Offener Brief an M. C. in M. — Die Borgia. — Eine Emancipierte des 17. Jahrhunderts. — Die betrübsame, jedennoch sinnreiche und lehrhafte Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortissima Pianosa. — Römische Cäsaren: 1. Tiberius. 2. Caligula. — Eine Verschwörung. — Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln. Zweite Auflage. 9 Mark.


LÜBECKISCHE SCHILLERSTIFTUNG



Nach einer Photographie von R. Ganz in Zürich.



Letzte Gänge

von

Johannes Scherr

Mit dem Bilde Scherrs in Lichtdruck



Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1887



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.



Jesuiten und Freimaurer.

Drei Bücher Kulturgeschichte.



Einleitung.

Ich will das Werden, Wachsen und Wirken von zwei sozialen Gebilden darstellen, welche als kulturgeschichtliche Erscheinungen ersten Ranges zu kennzeichnen sind — das Werden, Wachsen und Wirken des Jesuitenordens und des Vereins der Freimaurer, welchen man ja auch wohl einen Orden zu nennen pflegt.

Wer jemals mit diesen beiden Erscheinungen sich beschäftigt hat, und wäre es auch nur obenhin, der weiß, daß man sie häufig miteinander verglichen, sie nebeneinander gestellt hat. Diesem Parallelismus kommt eine Berechtigung zu, insofern beide Verbindungen Vermächtnisse des Mittelalters an die Neuzeit sind; sodann, insofern beide über die nationale Begrenzung sich erhoben und eine universale Thätigkeit und Geltung anstrebten; weiterhin, insofern jede derselben in der Entwickelung menschlicher Zivilisation

einen großen Stand sich zu machen wußte; endlich, insofern beide bis zum heutigen Tage, bis zur Stunde in lebendigster Wirksamkeit blieben und große Kreise der Gesellschaft zu beeinflussen fortfahren.

Zu diesen Aehnlichkeiten kommt noch die weitere, daß beide Orden wenigstens in den Augen der kenntnis- und urteilslosen Menge mit dem Nimbus und Reiz des Geheimnisvollen umgeben waren und sind, demzufolge sich ein ganzer Fabeln- und Legendenknäuel gebildet hat über die absonderlichen oder gar fürchterlichen Mysterien, welche sich hinter dem kirchlichen Zeremoniell der Jesuiten, wie hinter dem Logenritual der Freimaurer bergen sollen.

Hier jedoch endet das Nebeneinander und hebt das Gegenüber an. Denn innerlich und wesenhaft verhalten sich Jesuitismus und Freimaurerei zu einander wie Antithesen und Gegenpole.

Kirchlich und Menschlich, Beharrung und Bewegung, Absolutismus und Freiheit, Eifer und Duldsamkeit, Bevormundung und Selbstbestimmung, Mittelalter und Neuzeit, Glaube und Zweifel, Dogmatismus und Forschung, Zentralisation und Föderalismus — das sind die Gegensätze, welche eine breite und tiefe Kluft zwischen den beiden Orden klaffen machen.

Beiden muß zugestanden werden, daß sie über-

zeugungsvoll und standhaft an ihren Prinzipien gehangen und gehalten haben, im Unglück wie im Glück. Zeitweilig jedoch haben sich die Verhältnisse so wunderlich verschoben, daß der Jesuitismus und das Maurertum die Rollen gänzlich getauscht zu haben schienen, indem jener die Bewegung, dieses die Beharrung vertrat. Wir müssen uns im übrigen auch hier stets gegenwärtig halten, daß alle menschlichen Schöpfungen und Einrichtungen, welche der schweren Probe des praktischen Daseins mit allen seinen Wirklichkeiten und Gemeinheiten unterworfen sind, der Gefahr des Aus- und Entartens nicht zu entgehen vermögen. Aber wenn Institute, deren Dauer schon nach Jahrhunderten zählt — was wenigstens beim Jesuitenorden der Fall —, trotz alledem und alledieſem noch in der Gegenwart eine so umfassende und tiefgreifende Wirksamkeit zu entfalten im stande sind, wie die beiden in Rede stehenden, so zeugt das denn doch von einer außerordentlichen Lebenskraft. Und von noch etwas zeugt es, davon, daß die Löwin Prinziptreue doch ein unendlich viel edleres Geschöpf sei als die Katze Opportunität.

Die Thätigkeit der Freimaurerei war die stillere und unscheinbarere, die des Jesuitismus die geräuschvollere und glänzendere. Freilich hat auch jene eine Zeit gehabt — die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts —,

während welcher sie großen Lärm machte und viel Staub aufwirbelte in der Welt. Sodann wieder während der Restaurationszeit, als sie in ihrer Verquickung mit dem Karbonarismus in Italien, Spanien und Frankreich unmittelbar in die Völkergeschicke einzugreifen trachtete. Seither herrscht in den Logen politische Windstille, und wo dieselbe unterbrochen wurde, wie z. B. in den Logen von Paris während der Belagerung der Stadt durch die Deutschen 1870—1871, da ist das freimaurerische Ideal zumeist nur in Gestalt der Lächerlichkeit in die öffentliche Erscheinung getreten.

Vor sechsunddreißig Jahren habe ich vom Wesen und Wirken der Gesellschaft Jesu diese Kennzeichnung entworfen: Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einem sogenannten Gottesstaat machen, dessen Verfassung das römisch-katholische Dogma war, zu einer Domäne des Papsttums, welches aber nur ein Werkzeug in den Händen des Ordens sein sollte und gewöhnlich auch war. Jedem zweifelnden und rebellischen Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein verschwommenes Fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und eiserner Folgerichtigkeit die Verdumpfung und Verknechtung der Massen durchzuführen, die ge-

scheiten Köpfe, wie die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorteile an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen mittels einer Moraltheorie, welche durch ihre Klauseln und Vorbehalte leicht in ein Lehrbuch des Lasters sich verwandelte, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfnisse zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, heute der Gemeinheit, morgen dem Ehrgeize zu schmeicheln, alles zu verwirren, um alles zu beherrschen, die Zivilisation mählich herabzudrücken zu einer bloßen Vegetation und die Menschheit schließlich umzuformen zu einer Schafherde: darauf ging die Gesellschaft Jesu aus. Ihre Organisation war ein politisches Kunstwerk höchster Potenz, großartig im Entwurf, vollendet, geschickt in der Ausführung. Hier ist im vollendeten Gegensatze zu der in ihrer Ursprünglichkeit auf die Selbstbestimmung des Menschen gerichteten Idee der Reformation das völlige Aufgehen der einzelnen Persönlichkeit in einem sozialen Ganzen durchgeführt, und darum berührt sich der Jesuitismus des 16. Jahrhunderts so nahe mit dem Sozialismus des 19. Das Herz des Jesuiten schlug und schlägt in der Brust seines Ordens. Nie hat ein General gehorsamere, unerschrockenere und ausdauerndere Soldaten gehabt als der Jesuitengeneral,

und nie wurde ein Heer mit meisterhafterer Strategie und Taktik geführt als die „Compagnie Jesu". In vielfältiger Proteuswandlung und dennoch stets dieselbe, so führte sie nimmerrastenden Krieg gegen den neuzeitlichen Geist. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen, und alles mußte demselben dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Beichtiger, Arzt, Jurist, Missionär, Krankenpfleger, Kaufmann, je nach den Umständen und dem Gutfinden seiner Oberen, aber allzeit blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit den Fürsten gegen die Völker, um vielleicht morgen schon, wann bei veränderter Konstellation der Vorteil seines Ordens es heischte, mit den Völkern wider die Fürsten zu stehen und zu gehen. Es verschlug ihm nichts, die Empörung zu predigen und zugleich zur Errichtung von Schafotten für die Empörer anzueifern. In Zeiten, wo die Staatskunst den Meuchelmord für ein selbstverständliches Auskunftsmittel ansah, machte sich auch die Politik der Jesuiten nichts daraus, den Dolch und die Giftviole, wenn nicht selber zu handhaben, so doch in den Händen von Attentätern zu lenken. Die äußere Verwandelungsfähigkeit und das Anbequemungstalent des Jesuitismus waren in Betracht der Starrheit seines Prinzips doppelt erstaunlich. Der Jesuit überschiffte Meere und

durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, China und Japan das Christentum zu verbreiten und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirne zum Märtyrertode zu drängen. Er führte drüben in Südamerika das Beil des Ansiedlers und den Spaten des Pflanzers, um in der Urwaldwildnis einen Staat zu gründen, während er hüben in Europa Staaten untergrub und über den Haufen werfen half. Er zog Armeen als fanatischer Kreuzzugsprediger voran und leitete zugleich ihre Märsche mit dem Feldmeßzeug des Ingenieurs. Er schweigte das Gewissen des vornehmen Herrn, welcher seine Stieftochter verführt hatte, wie das der großen Dame, welche mit ihren Lakaien Ehebruch trieb. Für alles wußte er Rat oder Trost, für alles Mittel und Wege. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelskombinationen. Er scharrte mit geiziger Hand Haufen Goldes zusammen, um sie mit freigebiger wieder zu verschleudern — dieses wie jenes „ad majorem dei gloriam“. Mit den Fröhlichen lachte, mit den Traurigen weinte er. Dem reichen Sünder gab er einen Schutzbrief vor der Hölle, der armen Dulderin eine Anweisung auf das Himmelreich. Seine nieversagende Findigkeit imponierte den Männern, sein weltmännischer Schick und

Schliff den Frauen. Mit Politikern sprach er wie ein Politiker, mit Gelehrten als ein Gelehrter, mit Soldaten wie ein Soldat, mit Bauern als ein Bauer. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratsaal, wie auf der Kanzel und auf dem Disputierkatheder. Er konnte die Nächte hinter Aktenfaszikeln verwachen, mit unbefangener Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste sich bewegen und mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazarette einatmen. Aus dem goldschimmernden Kabinette eines Monarchen, welchen er zur Ausrottung der Ketzerei gestachelt hatte, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armut, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, brachte er es über sich, in einem Kreise leichtfertiger Höflinge skeptisch schillernde Witzleuchtkugeln steigen zu lassen. Er vermochte abwechselnd als Zelot oder Freigeist, als Kuppler oder Moralist, als hingebend aufopfernd oder tödlich hassend, als Teufel oder Engel sich aufzuspielen — alles „zur größeren Ehre Gottes", d. h. zur Förderung des Endziels der „Compagnie". Ueberall war er daheim, denn er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde: das alles mußte ihm der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Thatkraft lebte und starb. Nie, fürwahr,

hat der Menschengeist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen als den Jesuitismus, und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben gestrebt wie dieses.

Hätte ich heute dieses Bild noch einmal zu schaffen, so würde ich vielleicht diese oder jene Linie desselben etwas weniger scharf ziehen und die Farben da und dort etwas abdämpfen. Nach reiflicher Prüfung muß ich jedoch das gegebene Gemälde bestehen lassen, weil ich es, als Ganzes betrachtet, für naturwahr in der Zeichnung und für historischgerecht in der Farbengebung ansehe. Der Gesamteindruck, den es hervorbringen soll und, wie ich hoffe, auch hervorbringen wird, dürfte die Erkenntnis sein, daß die „Compagnie Jesu" eine Macht, eine Großmacht war und noch ist.

Ja, noch ist! Vielleicht sogar dermalen eine größere Macht als je vordem. Warum? Darum, weil heute nicht etwa nur unwissende, schafige Massen, sondern auch Hunderttausende, ja Millionen von mehr oder minder fest auf dem Boden der Bildung des 19. Jahrhunderts stehenden Leuten die Gesellschaft Jesu für ein gutes, für ein wohlthätiges, ja für ein notwendiges Institut halten.

Das ist der gewaltige Rückstoß, welchen die christlich-

ideale Weltanschauung dem brutalen Vorstoß des seellosen, gemeinen, dem Anarchismus und Nihilismus, also der Barbarei die Pforten aufthuenden und die Wege bahnenden Materialismus zur Antwort gegeben hat. Vorstoß und Rückstoß mögen vom Standpunkt der Vernunft aus gleichermaßen zu beklagen sein. Aber sie sind einmal geschehen, und wir müssen sie uns gefallen lassen. Thatsachen kann man wohl erklären, aber nicht ungeschehen machen. Die Historik muß dieselben nehmen, wie sie sind, und kann nicht mehr thun als nachweisen, wie sie geworden und was sie gewirkt.

Die Wirkung des Jesuitismus war diese, daß er die Kirche samt ihrer hierarchischen Spitze, den Stuhl Petri, in sich aufgesogen hat. Diese Auffaugung begann mit dem Konzil von Trient und wurde durch das Konzil von Rom (1870) vollendet. Katholizismus — von dem sogenannten Altkatholizismus, einer bedeutungslosen Sekte, einer zwischen dem Vatikan und der Wartburg kläglich hin- und herschwankenden Halbheit zu reden, lohnt sich nicht der Mühe — also Katholizismus und Jesuitismus sind jetzt dasselbe, sind eine Seele und ein Leib, und der „weiße“ Papst ist nur noch das Sprachrohr und die Schreibfeder des „schwarzen“. Seit der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria

am 8. Dezember 1854, seit dem Erscheinen der Encyklika und des Syllabus vom 8. Dezember 1864, seit der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit am 18. Juli 1870 ist diese notorische Thatsache auch eine eingestandene. Der Papst heißt das Haupt der Kirche, der Jesuitengeneral ist es. Jener repräsentiert, dieser regiert. Jener hat den Prunk, dieser die Macht. Jener bullisiert, was dieser dekretiert.

Er hat auch in diesen Tagen seine Macht wieder triumphierend erwiesen, indem er dekretierte, daß Preußen nach Kanossa gehen müßte, um aus dem sogenannten Kulturkampf herauszukommen, den es angefangen hatte in dem Wahn, mit der römischen Kurie wäre so leicht fertig zu werden wie mit einem unterthänigen lutherischen Oberkonsistorium. Die Kirche hat dem Staate wieder einmal die Meisterin gezeigt. Wissende hatten vorausgesehen und auch vorausgesagt, daß es so kommen würde; aber der bekannte neunmalweise bureaukratische Dünkel wollte auch bei dieser Gelegenheit nichts sehen und hören als die eigene Einbildung. Jetzt ist er gehörig ad absurdum geführt, was ihn aber durchaus nicht abhalten wird, bei der ersten Veranlassung weltgeschichtliche Angelegenheiten abermals aus dem engen Sehwinkel der Schreibstube zu betrachten.

Ja, die Löwin Prinziphaftigkeit hat die Katze

Opportunität im sogenannten Kulturkampf schließlich untergekriegt. Erhebt man sich aus den Niederungen der gäng und gäben Parteimeinungen zur Aetherhöhe philosophischen Gleichmuts, von welcher herab Wissenschaft und Erfahrung die menschlichen Dinge ansehen und werten lehren, so wird man in diesem kläglichen Ausgang des geräuschvollen jahrelangen Spektakels etwas Tröstliches finden und anerkennen. Das Tröstliche, daß es neben dem Dampfkessel und der Elektrisiermaschine, neben der mathematischen Formel, neben „Eisen und Blut“ doch auch noch andere Mächte gebe — Mächte, denen man weder mit dem Mikroskop noch mit der Retorte, weder mit dem Kurszettel noch mit dem Gendarm beikommen kann. Gewiß, es ist an der Neige des 19. Jahrhunderts traurig zu sagen, daß der Sieg des Jesuitismus über den Bureaukratismus den Triumph der mittelalterlich-kirchlichen Idee über den modernen Staatsgedanken signalisiere. Aber es liegt, wie gesagt, doch auch etwas Tröstliches in der Thatsache, daß es das Prinzip über eine grundsatzlose „Realpolitik“ davongetragen hat. Selbstverständlich ist nicht zu hoffen, die Zerfahrenheit, Verblasenheit und Verschwommenheit unserer mehr oder minder lieben Zeitgenossen werde daraus eine Lehre ziehen. Das Verhängnis will seinen Verlauf haben.

Und es war menschlicher Voraussicht nach eine verhängnisvolle, eine schicksalsschwere Stunde, als am 12. April 1886 der Herr Reichskanzler im preußischen Herrenhause die große Rede hielt, welche mir die traurige Genugthuung gewährte, daß ich richtig vorhergesehen, als ich im Oktober 1885 vorhergesagt („Gestalten und Geschichten", S. 26), ein Stück Kanossa könnte gelegentlich auch in der Wilhelmsstraße von Berlin liegen. Es war eine Unterwerfungsrede in aller Form. Verständlich genug, obzwar nicht mit dürren Worten, wurde darin gesagt, daß der preußische Staat mit seinen Hunderttausenden von Soldaten nichts wider den Vatikan vermöge, daß gegen die Organisation und Disziplin des schwarzen Heeres der Ecclesia militans nicht aufzukommen sei. Und dieses Geständnis aus solchem Munde! Ja, es war nicht nur eine thatsächliche, sondern auch und geradezu eine prinzipielle Waffenstreckung, ein erschütterndes moralisches Sedan. In der „Santa Casa heiligen Registern" wird dieser 12. April von 1886 mit Fug und Recht als ein Tag großen Triumphes verzeichnet werden . . . .

Vor den glänzenden Erfolgen, welche in neuerer und neuester Zeit dem Jesuitenorden zugefallen sind, müssen die gleichzeitigen Erfolge des Freimaurerordens bescheiden zurücktreten. Die Arbeit der Werkleute am

Tempel der Humanität ist eben vom Anfang an auf den Goetheschen Vorschrittsweg „ruhiger Bildung“ gewiesen gewesen, und der Vorschritt auf demselben kann nur ein langsamer sein, ist sogar häufig ein kaum merklicher. Die Organisation der Compagnie Jesu ist darauf angelegt, nach Bedarf mit drastischer Gewalt auf die Massen zu wirken. Die Organisation des Freimaurerbundes könnte man als eine Verwirklichung des horazischen Verses bezeichnen: „Odi profanum vulgus et arceo“. Dazu kommt, daß die Francmaçonnerie schon frühzeitig in der vornehmen Welt zur Mode geworden ist und daß die in gewissen Fürstenhäusern, z. B. in dem der Hohenzollern, die Tradition verlangt, die Prinzen sollen das Schurzfell vorbinden und die Kelle zur Hand nehmen. Läßt man auch nicht außer acht, daß in den Freimaurerlogen zumeist Angehörige der besitzenden und der sogenannten gebildeten Klassen sich zusammenthun, so folgt aus alledem, daß der Freimaurerorden einen gewissen exklusiven Charakter hat und, vorzugsweise in den Ländern germanischer Rasse, eine ausgeprägt konservative Färbung trägt. Hieran äußert nichts der Umstand, daß in den Logen der deutschen Schweiz und Nordamerikas dieser Konservatismus ein republikanischer, in den Logen des Deutschen Reiches, Dänemarks, Schwedens, Hollands

und Englands dagegen ein monarchischer ist. Prinzipiell sollten freilich im Freimaurerbunde politische Unterschiede und Gegensätze so wenig in Betracht kommen wie nationale, religiöse und konfessionelle. Aber auch in den Logen ist eben das „Fleisch", d. h. die gemeine Wirklichkeit, nicht etwa schwächer, sondern vielmehr stärker als der „Geist", d. h. die Idee.

Der in seinem Charakter und in seinen Einrichtungen liegenden Hindernisse ungeachtet sind die stille Arbeit und die unauffällige Wirksamkeit des Freimaurerbundes auch in neuerer und neuester Zeit keineswegs unfruchtbar oder gering gewesen, sondern sie haben, im Sinne der Aufhellung und der Menschlichkeit geübt, vielmehr zu Leistungen und Ergebnissen geführt, welche weniger in die Augen springend als tiefgreifend waren. Warum sonst sollte das Freimaurertum dem Jesuitismus so gefährlich erschienen sein und erscheinen? Weiß doch jedermann, daß auf Antreiben von seiten der „schwarzen" Päpste im „Al Gesù" die „weißen" im Vatikan aus ihrem Anathemenmagazin die kräftigsten Flüchedonner hervorgesucht haben, um dieselben auf die Logen und ihre Insassen zu schleudern. Diese Verdonnerungen kennzeichnen die Stellungen der beiden Orden zu oder vielmehr wider einander deutlich genug. Jesuitismus und Freimaurertum waren und

sind und bleiben wohl noch lange zwei feindliche, einander verneinende, abstoßende und befehdende Fermente in dem Gärungsprozeß der sozialen Entwickelung.

Was mein persönliches Verhalten zu diesen beiden kulturgeschichtlichen Erscheinungen angeht, so ist es das des unbefangenen Betrachters, Darstellers und Urteilers, welcher nach Anleitung der zuverlässigsten Quellen und besten Hilfsmittel seine Arbeit thut*). Ich trete

*) Nachstehend ein Verzeichnis der wichtigeren von mir zu Rate gezogenen und benutzten Quellschriften und Bücher. 1) Für die Geschichte des Jesuitismus: Ribadeneira, Vita Ignatii Loyolae, 1574. Maffei, De vita et moribus Ignatii Loyolae, 1585. Brühl, Geschichte des heil. Ignatius von Loyola, 1845. Genelli, Das Leben des heil. Ignatius von Loyola, 1848. Orlandino, Historia societatis Jesu, I, 1615. Imago primi saeculi societatis Jesu, 1640. Corpus institutorum societatis Jesu, 1702, neu aufgelegt unter dem Titel: Institutum S. J., 1757. Wolf, Allg. Geschichte der Jesuiten, 2. Aufl., 1803. Dallas, History of the Jesuits, 1816. Spittler, Ueber Geschichte und Verfassung des Jesuitenordens, 1817. Scheffer, Précis de la histoire générale de la compagnie de Jésus, 1824. Sugenheim, Geschichte der Jesuiten in Deutschland, 1847. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 2. Aufl., 2. Bd., 3. Abteilung. Bode, Aus dem Kloster, 1847. Bode, Das Innere der Gesellschaft Jesu, 2. Aufl., 1847. Julius, Die Jesuiten, 3 Bde., 1854. (Köhler,) Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings, 1862. Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu, 1870. Graf F. Deym, Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinschädlichkeit des Jesuitenordens, 2. Aufl., 1872. Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin,

an diese heran, wie der Geognost an die Untersuchung einer Gestein- oder Metallart herantritt, „sine ira et studio“, ohne Antipathie und ohne Sympathie. Jesuiten und Freimaurer, als solche, sind mir gleichermaßen gleichgültig, ganz und gar gleichgültig. Aber in den beiden feindlichen Instituten erkenne und anerkenne ich zwei hochbedeutsame Versuche, die Menschheit so oder so besser und glücklicher zu machen, als sie ist. Der eine dieser Versuche kehrt sich nach rückwärts, der andere wendet sich nach vorwärts. Der

---

Wirksamkeit und Geschichte, 1873. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., Einleitung, 1883. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. 4, S. 371 fg., 1885. 2) Für die Geschichte der Freimaurerei: Krause, Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft (2. Aufl.), 1820. Heldmann, Die drei ältesten geschichtlichen Denkmale der deutschen Freimaurerbrüderschaft, 1819. Wedekind, Pythagoräischer Orden, 1819. Sarsena, 4. Aufl., 1820. Lenning, Freimaurer-Encyklopädie, 3 Bde., 1822 fg. Latomia, 1842 fg. Kloß, Bibliographie der Freimaurerei, 1844. Kloß, Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung, 1847. Keller, Geschichte des eklektischen Freimaurerbundes, 2. Aufl., 1857. Schauberg, Vergleichendes Handbuch der Symbolik der Freimaurerei, 3 Bde., 1861 fg. Findel, Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart, 2 Bde., 5. Aufl., 1883. Lawrie, History of freemasonry, 1804. Halliwell, The early history of freemasonry in England, 1840 (verdeutscht von Asher und von Marggraff). Rebold, Histoire générale de la franc-maçonnerie, 1851.

eine zielt auf ein vorgestelltes Jenseits, der andere auf das thatsächliche Diesseits. Der eine will die Menschen „selig", der andere will sie „menschlich" machen.

Es ist ein tiefweises Wort, jenes neutestamentliche: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brote". Soll er nicht vertieren, so muß er etwas haben, an etwas glauben, was ihn über die Drangsal des Kampfes ums Dasein emporhebt. Ob er dieses Etwas im Himmel suche oder auf Erden, ist am Ende aller Enden einerlei. Aber ohne Illusionen, Ideale, Götter ist er nur eine Bestie, sei es eine wilde, sei es eine wüste.

Der Jesuitismus und die Freimaurerei, sie gehören, der eine wie die andere, zu den großartigsten Idealen oder Illusionen, welche der Menschengeist jemals ausgesonnen hat. Sie sind daher im vollsten Maße berechtigt, zu fordern, daß man sie in ihrem Wesen kenne und nach ihrer Wesenheit beurteile.

Die Jesuiten.



1.

„Al Gesù.“

In Rom, am Fuße des Felshügels, welcher das Kapitol trägt, steht ein gewaltiger Quadratbau, im Stile der Spätrenaissance dreistöckig aufgeführt, massiv, düster, klösterlich. Die ganze Nordseite des Vierecks entlang erhebt sich eine Kirche von großen Verhältnissen, überragt von einer mächtigen Kuppel.

Das ist die „Casa professa di Gesù“, gewöhnlich kurzweg „Al Gesù“ geheißen, die Musterkirche und das Mutterhaus der Jesuiten, die Residenz ihres Generals.

Die Erbauung der Kirche geht ins Jahr 1575 zurück. Vignola, welcher auch an der Peterskirche mitbaute, entwarf den Plan und begann das Werk. Sein Schüler Della Porta hat es vollendet, nicht ganz im strengeren Sinne des Meisters, doch immerhin wirksam, ja imponierend. Ueber dem Querschiff wölbt sich hoch und weit die Hauptkuppel. Das Lang=

schiff wird rechts und links von bekuppelten Kapellen flankiert. Das Innere zeigt durchweg eine Ausschmückung voll Reichtum und Pracht. Eine verschwenderische Aufwendung von Marmor, Gold, Malerei und Skulptur hat da eine schöne Gesamtwirkung geschaffen — „schön“ im römisch-kirchlichen Sinne verstanden. Alles zeugt von einer feinen Berechnung, was die verschiedenen Künste im Dienste des Glaubens, des römisch-katholischen Glaubens zu leisten vermochten. Man gewinnt in und aus dieser jesuitischen Musterkirche den Eindruck, dieselbe versinnbildliche meisterlich die Grundtendenz des Jesuitismus, die menschliche Schwäche und Bedürftigkeit zur Basis seiner vielgestaltigen Thätigkeit zu machen. Nicht das Denkvermögen des Beschauers soll hier angeregt, nein, seine Einbildungskraft soll aufgeregt, sein Gefühl aufgereizt werden bis zur mystischen Ekstase, um dann aus der Schwindelhöhe derselben in den Dämmerzustand der Willensentäußerung, ja der Empfindungslosigkeit hinabzusinken.

Alljährlich am 31. Juli, dem Tage des heilig gesprochenen Ordensstifters Ignatius, legte die Kirche ihren reichsten Schmuck an. Gobelinteppiche mit Darstellungen von Scenen aus dem Leben des Heiligen zierten die Wände. Von den Wölbungen der Decke bis zu den Stufen der Altäre herab waren Gewinde von Kerzenbündeln gezogen, welche Namenszüge bil-

beten oder Sonne und Sterne darstellten. In einem Lichtmeere schwamm der Altar des heiligen Ignatius mit seinen Lapis-Lazuli-Säulen, funkelnd von Gold, blitzend von Edelgestein. Das Altarbild, die Madonna zeigend, welche dem Ordensstifter eine rote Fahne darreicht, war an diesem Tage weggezogen, und so wurde die prachtvoll ausgezierte Nische sichtbar, in welcher die Statue des Heiligen stand. Das Bild des Mannes, welcher einen nicht kleinen Teil seines Daseins hindurch vom Bettelbrot gelebt hatte, stand da in Glanz und Pracht eines indischen Götzen, stand da in einem Meßgewand von gediegenem Silber, auf dessen mattem Weiß die kostbarsten Edelsteine schimmerten.

Die Altarwände bergen den prächtigen Sarkophag, in welchem die Gebeine des Ordensstifters ruhen. Rechts und links vom Altar sind weiße Marmorgruppen zu sehen mit mehr als lebensgroßen Figuren. Zur Rechten der zürnende Gott, wie er Blitze schleudert auf zu seinen Füßen in ohnmächtigem Grimm sich windende Männer, deren Gesichtszüge unverkennbar den Zügen Luthers und Calvins nachgebildet sind. Zur Linken die in Frauengestalt verkörperte Religion, mit der einen Hand himmelan zeigend, mit der anderen niederwärts auf das halb aufgerichtete Ebenbild Heinrichs VIII. von England, welcher ein üppig geformtes Weib, die Anna Boleyn, zu sich

herabzieht. Aus beiden Gruppen spricht deutlich der kriegerische Geist der „Compagnie Jesu": — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

Der von den vier Seiten des „Al Gesù" eingeschlossene Raum bildet einen sorgfältig gepflegten Garten. Das Aussehen der drei ostwärts, südwärts und westwärts schauenden Fronten des Profeßhauses ist so, daß dieses stark einem Gefängnisse ähnelt. Die Fenster des Erdgeschosses liegen zu hoch, als daß man von außen hineinsehen könnte, und sind noch dazu mit dicken Eisenstäben und Drahtgeflechten vergittert. Vor den Fenstern der oberen Stockwerke sind häßliche hölzerne Kasten befestigt, welche den Blick auf die Straße unmöglich machen. Das Erdgeschoß des Klosters enthält die Küche und die Vorratskammern, die Speisesäle, Sprechzimmer und Werkstätten. Denn der Orden ist sein eigener Handwerker, Schuster, Schneider, Tischler rc. Verschiedene Treppen, breite und schmale, führen in den zweiten und dritten Stock. Treppenwände und Korridore sind reinlich geweißt. Ueberall hängen Bilder, Ordensheilige und Ordenslegenden darstellend, mehr oder minder fein oder auch roh gemalt. Dazwischen Madonnenbildnisse mit kleinen brennenden Ampeln davor. Noch häufiger grellbunte Darstellungen der Fegefeuerqualen, welche die „povere anime" durchzuleiden haben.

Im westlichen Flügel des zweiten Stockwerks befinden sich die mit äußerster Einfachheit eingerichteten Wohnräume des Generals, sowie die Zellen der Patres, Assistenten und Sekretäre. Auf den anderen drei Seiten die Zellen für den Rektor und Minister des Profeßhauses, wie auch für den Rektor des Collegium germanicum. Weiterhin die große Aula, die Bibliothek und die Krankenzimmer mit einer für die Insassen derselben bestimmten Kapelle. Bemerkenswerter ist eine andere, zu welcher von der Wohnung des Generals ein schmaler Gang führt. Zu dieser Kapelle sind nämlich die Räumlichkeiten umgewandelt worden, welche der Ordensstifter bewohnt hatte und welche man pietätvoll aus dem alten Bau des Hauses in den neuen herübergenommen hat. Die kleine Vorhalle ist mit Fresken geschmückt, welche den heiligen Ignatius als Billardspieler zeigen, aber auch im heißen Kampfe mit Teufeln, welche ihm furchtbar zusetzen, weil er der Hölle so viele Seelen entzogen. In der Kapelle selbst, deren Wände und Decke mit Abrechnung später angebrachter Verzierungen in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten sind, ist wohl das Bedeutendste, auf was der Blick fällt, die eingerahmt dahängende älteste Urkunde des Ordens, besagend, wie Ignatius und seine ersten Genossen zur Aufrichtung der „Compagnie Jesu" sich verpflichten und diese Verpflichtung mit ihrem Blute unterzeichnen.

Ein großer Schrank enthält eine Art von Attrappe, denn die geöffnete Thür zeigt hinter einem Eisengitter die lebensgroße, vortrefflich gearbeitete Wachsfigur des Ordensstifters, angethan mit den Kleidern, die er bei Lebzeiten getragen. Da, wo sein Sterbebett gestanden, ist ein Altar aufgebaut, allwo am 31. Juli die Messe lesen zu dürfen für eine der höchsten Gunstbezeigungen gilt, welche der General gewähren kann.

Von dieser Stätte ist der weltgeschichtliche Gedanke der Gegenreformation zuerst in seiner ganzen Schärfe und Energie in die Welt ausgegangen.

Das dritte Stockwerk des Klosters enthält eine Menge Zellen, auch die für die Zöglinge des Germanischen Kollegs bestimmten, geschieden in die „Camera philosophorum“ und in die „Camera theologorum“, dann Rekreationssäle, zwei Kapellen und die Bibliothek des Germanikums. In dieser dürftigen Bücherei steht eine Rarität, nämlich ein wohlverschlossener Schrank mit der Ueberschrift „Die Hölle“ (l'inferno). Da drin sind Bücher von etlichen deutschen Philosophen und Theologen versperrt. Möglicherweise ist darunter auch der Hegel, welcher in dieser „Oubliette“ über seinen Satz „Alles Wirkliche ist vernünftig und alles Vernünftige ist wirklich —“ nachdenken mag. Eine andere Rarität hat zur Zeit des Pio Nono — die vom „Al Gesù“ gegebene Schilderung bezieht sich überhaupt auf die Zeit der Ponti=

fikate des sechzehnten Gregors und des neunten Pius — ein neugieriger Germaniker eines Tages in den Dachräumen des Klosters unter altem Gerümpel aufgestöbert: ein lebensgroßes Ebenbild Josephs II. Die Jesuiten hatten selbiges malen lassen, um einen ihrer Säle damit zu zieren, zur Zeit, als sie wähnten, der Kaiser sei ihnen freundlich gesinnt. Später, als sie ihren Irrtum erkannt, hätten sie den gekrönten Aufklärer wohl gern leibhaftig in den erwähnten „Inferno“ versperrt, und weil das nicht möglich, verurteilten sie wenigstens sein Bildnis zur Verbannung in die Rumpelkammer.

So war das Generalquartier der Compagnie Jesu und so steht es noch am Fuße des Kapitols, obzwar der General zur Stunde nicht darin residiert. Unter diesem Dache wurde ein nicht kleines Stück Weltgeschichte gemacht. Da ist viel ausgesonnen, verhandelt und beschlossen worden, was Menschengeschicke bedingte und Völkerlose bestimmte. Hier stand ein zwar nicht „sausender“, sondern geräuschlos, aber rastlos wirkender Webstuhl der Zeit. Da, in diesem steinernen Klosterzelt, entwarfen kühne Generale großartige Feldzugspläne. Von hier aus wurden Heere gelenkt, wie es trefflicher organisierte, besser gerüstete, straffer disziplinierte, unerschrockenere und ausdauerndere nie und nirgends gegeben hat.

Die Soldaten dieser streitbaren Miliz trugen keine

Helme und keine Waffenröcke, keine Gewehre und keine Schwerter, sondern nur Schaufelhüte und schwarze Talare, Skapuliere und Breviere, und doch haben sie Kriege geführt und Eroberungen gemacht, zu deren Unternehmung und Gewinnung eine größere Geschicklichkeit und ein standhafterer Mut erforderlich waren, als zur Durchfechtung von hundert Feldschlachten.

Denn die schwarz uniformierte Compagnie Jesu hat, befehligt von ihrem General, dem schwarzen Papst — „papa nero“ hieß in Rom der Herr und Meister vom „Al Gesù“ im Gegensatze zum „papa bianco“, dem Herrn und Meister vom Vatikan —, ja, sie hat den Vorschritt der religiösen Revolution des 16. Jahrhunderts nicht nur gehemmt, nicht nur zum Stillstand gebracht, sondern sie zwang auch, an die Spitze der Gegenrevolution sich stellend, die Feindin zum Rückschreiten, zu ganz gewaltigem Rückschreiten. Nicht allein in räumlicher Beziehung, sondern auch in moralischer. Sie entriß ja der Reformation nicht nur weite Gebiete wieder, welche diese schon endgültig gewonnen glaubte, sondern sie brachte den Protestantismus auch dahin, von seinem eigenen Prinzip abzufallen, weil er, in die Verteidigungsstellung gedrängt, diese nur behaupten zu können wähnte, falls er der versteinerten jesuitisch-katholischen Orthodoxie eine verknöcherte lutherisch-protestantische Rechtgläubigkeit entgegenstellte.

Dieser Sieg des Prinzips der Autorität über das Prinzip der Freiheit, dieser Triumph des Glaubens über den Gedanken war die größte That, welche dem Jesuitismus gelungen. Sie zeigte so recht, was eine wohl organisierte und streng disziplinierte Macht zu wirken vermag, welche auf den Granit der menschlichen Dummheit gegründet ist. Wer auf diesem Fundament baut, der baut allezeit und überall sicher. So hat auch der Gründer der Gesellschaft Jesu gebaut, welcher als der Menschenkenner, der er war, die Menschen nahm, wie sie wesenhaft sind, immer waren und immer sein werden.

2.

Der Gründer.

Er kam aus Spanien, der Heimat wildester Glaubenswut.

Hier hatte, was sich Christentum nannte, jahrhundertelang auf Leben und Tod mit dem Islam gerungen, die gotische Barbarei mit der arabischen Kultur, welcher jene so ziemlich alles sie Vermenschlichende dankte. Den Dank statteten die Christen ihren Lehrmeistern damit ab, daß sie dieselben verachteten.

Mit der Aufpflanzung des siegreichen Kreuzes auf dem letzten Bollwerk der Morisken, auf der Alhambra von Granada, durch die „katholischen Könige" Ferdinand und Isabella fiel die Stiftung der spanischen Inquisition zusammen, die energische Kraftäußerung eines Fanatismus, wie einen solchen die Welt noch nicht gesehen hatte. Die Torquemada und Arbues haben die fürchterliche Maschine des „heiligen Offiz" konstruiert und, sorglos im Sinne der ungeheuren Mehrheit ihrer Landsleute, in Gang gesetzt. Nur auf spanischem Boden, nur bei einem Volke, welches

den Kampf gegen die „Ungläubigen“ seit Jahrhunderten als seine erste und höchste Pflicht angesehen und zu üben gewohnt war, konnten die gräßlichen „Glaubensakte“ (autos de fé) zum feierlichsten und vornehmsten und zugleich zum volkstümlichsten und liebsten Schauspiele werden. Nur unter einem solchen Volke konnte es für dichterisches Verdienst und höchste Kunstvollendung gelten, wenn ein Lope und ein Calderon in ihren „Fronleichnamsspielen“ (autos sacramentales) dieselben Fanatismusflammen lodern ließen, welche auf den „Quemaderos“ der spanischen Städte Hunderte, Tausende von „Ketzern“ verzehrten. Der Wille und Wunsch, alle nicht unbedingt und eifervoll dem römisch-katholischen Dogma und Kult Anhängenden vom Boden Spaniens, ja vom Erdboden vertilgt zu sehen, der glühte in jedem echten Spanier.

Der Gründer des Jesuitenordens war ein echter Spanier, jeder Zoll ein Spanier des 16. Jahrhunderts. Auch in ihm also brannte heiß das unerbittliche Glaubensfeuer der „autos sacramentales“ und der „autos de fé“. Aber sein Fanatismus war nicht ein wütender, sondern ein rechnender. Vielleicht hat sich nie wieder in einem Menschen so wie in diesem die Energie der Abstraktion mit der nüchtern verständigen Anschauung und Wertung der Wirklichkeit verbunden. Er war in seinem Wollen, die Menschheit zu theokratisieren, die Erde zu einer päpstlichen Universal-

monarchie zu gestalten, fraglos ein Idealist höchster Potenz, in seinem Thun dagegen ein Realist, mit welchem verglichen alle die großen und kleinen „Realpolitiker“ unserer eigenen Zeit als klägliche Pfuscher erscheinen. Denn nie wieder hat ein Mensch sein ungeheuer kühn abgestecktes Ziel mit so eiserner Folgerichtigkeit festgehalten, nie wieder hat einer mit so unbeirrbar kluger Berechnung alle Mittel und Möglichkeiten seiner Zeit dem einen Zwecke dienstbar zu machen gewußt.

Zu leugnen, daß der „Fundator“ ein in seiner Art großer, ja sogar einziger Mann gewesen, ist nur der Unwissenheit oder der Parteiborniertheit erlaubt. Ein deutscher Kirchenhistoriker, Karl Hase, hat ihn einen „beschränkten Kopf“ genannt. Jawohl, er war ein beschränkter Kopf, insofern ihm jene ursprüngliche Genialität abging, welche der menschlichen Intelligenz neue Bahnen idealen oder realen Schaffens aufthut. Er war ein beschränkter Kopf im selbigen Sinne, in welchem auch Luther ein solcher gewesen ist. Der geistige Horizont von diesem wie von jenem war ein enger und bei beiden ein wesentlich theologischer. Die Welt antiker Schönheit, deren Pforten der Humanismus aufgeschlossen hatte, mutete sie fremd an oder stieß sie ganz ab. Ueberfülle und Vielfältigkeit von Ideen zerstreute und verwirrte weder den Martinus noch den Ignatius; ein solcher „embarras de richesses“

war ihnen unbekannt. So vermochten sie all ihr Dichten und Trachten auf einen Punkt zu richten, dessen zwei Seiten freilich Gegenpole waren. Denn für den einen hieß dieser eine Punkt: Los von Rom! und für den anderen: Hin zu Rom! Beide waren vom „furor theologicus“ durchglühte Eiferer: der Deutsche ein zentrifugaler, der Spanier ein zentripetaler.

Wie der Sprößling sächsischer Bauern, so ging auch der Abkömmling baskischer Hidalgos von einer Thatsache aus. Jenem war die Thatsache, auf der er stand, die Bibel, diesem das Papsttum. Keinem von ihnen fiel es ein, den Grund und Ursprung weder dieser noch jener Thatsache zu untersuchen. Dem einen galt diese, dem anderen jene als von und in sich selbst wahr, als keines Erweises bedürftig, als schlechthin heilig und unantastbar. In der Anschauung des Stifters der Gesellschaft Jesu stand die Welt auf dem Fels Petri, in der Anschauung des deutschen Reformators stand die Welt auf der Bibel. Mit einer wundersamen Kraft des Gemütes, mit einer fast übermenschlichen, durch jeden von ihnen mittels heißer Seelenkämpfe errungenen Stärke des Glaubens hingen sie an diesen Vorstellungen. Beide befanden sich gewissermaßen im Falle jener Hindus, welche glauben, die Welt stehe auf einem riesigen Elefanten, aber nie daran denken, die Frage aufzu-

werfen, worauf denn der welttragende Elefant stehe. Um das Warum? das Warum? kümmerte sich weder der Spanier noch der Deutsche. Jenem kam es nicht zu Sinne, dem Fundament vom Felsen Petri nachzuspüren, und dieser trieb seine logische Schlußfolgerung keineswegs bis zu der Erkenntnis und dem Eingeständnis, daß sein welttragender Bibelelefant haltlos in der Welt stünde, so man demselben die Autorität der kirchlichen Tradition unter den Füßen wegzöge.

Wer sich auf den Grund eines Brunnenschachtes stellt, um den Himmel zu betrachten, der wird nur ein kleines Stück davon zu sehen bekommen. Der deutsche Reformator und der spanische Fundator, sie sahen die Welt aus der Brunnentiefe des Theologismus an, des scholastisch-orthodoxen oder des biblisch-orthodoxen. Daher ihre Beschränktheit. Aber beschränkte Köpfe dieser Art sind gerade die eigentlichen Bretterbohrer und Wändeeindrücker der Weltgeschichte. Denn sie wissen ganz genau, was sie wollen, und spannen ihr Dichten nicht weiter, als ihr Trachten zu reichen vermag. Ihre Vollbringungen auf dem Gebiete der Praxis des Lebens pflegen weit dauerhafter zu sein als die Schöpfungen der Menschen von Genie, weil eben das Mittelmäßige und sogar das Bornierte der ungeheuren Mehrzahl der Leute unendlich viel wahlverwandter, verständlicher und bequemer ist als das

Genialische. Ein Luther siegte, während ein Hutten kläglich zu Grunde ging; ein Savonarola ist verbrannt und ein Loyola heilig gesprochen worden. Wer in die Länge die Menschen führen will, darf ihnen nicht zumuten, zu laufen, geschweige zu fliegen, sondern muß sich begnügen, sie überhaupt nur gehen zu machen. Am liebsten ist es ihnen, so man sie im Kreise herumführt, ohne daß man sie es allzu handgreiflich merken läßt.

Es hat niemals einen General gegeben, welcher solche Führung besser verstanden hätte als der erste General der Compagnie Jesu.

Im spanischen Baskenlande Guipuzcoa stand im 15. Jahrhundert eine Ritterburg, welche Loyola hieß und die Heimstätte des alten Hidalgogeschlechts der Lopez de Recalde war. Im Jahre 1491 wurde dem Burgherrn sein jüngstes Kind geboren, das dreizehnte, ein Sohn, welcher in der Taufe den Namen Iñigo (Ignaz) erhielt. An seiner Wiege ist dem Jungen nicht gesungen worden, was aus ihm werden sollte, nämlich eine weltgeschichtliche Gestalt. Der herangewachsene Don Iñigo Lopez de Recalde schien als jüngster Sohn eines altadeligen, hinlänglich mit Kindern, aber nicht in entsprechendem Maße mit Gütern gesegneten Hauses durch die Verhältnisse darauf angewiesen, bei Hofe oder im Lager sein Glück zu machen. Er hat auch zuvörderst auf diese Laufbahn

sich begeben, d. h. auf die des Höflings und Soldaten. Hierzu brauchte man nur Gewandtheit in körperlichen Uebungen und ritterlichen Bräuchen. Beschwerung mit Kenntnissen war überflüssig; doch hatte der junge Iñigo seine spanische Muttersprache lesen und selbige auch notdürftig schreiben gelernt, bevor er als Page in die Dienste König Ferdinands des Katholischen trat. Etwas später wurde er unter die Knappen des Duque de Najara aufgenommen. So eine Pagen- und Knappenschaft diente aber im damaligen Spanien als Vorschule für den Dienst als Offizier.

Selbst die zärtlichsten Biographen Loyolas — wir folgen dem allgemeinen Brauch, den „Gründer" nicht mit dem Namen seiner Familie, sondern mit dem seiner Geburtsstätte zu bezeichnen —, ja selbst seine zärtlichsten Biographen in alter und neuer Zeit, wie Maffei, Gonzalez, Ribadeneira, Genelli, Brühl, haben von dem jungen Iñigo nichts zu melden gewußt, was den späteren Heiligen hätte ahnen lassen. Er war ein Page, Knappe und Ritter und nach dem Schnitt und Stil der spanischen Ritterschaft seiner Zeit. Cervantes hat den Typus in seinem herrlichen Buche vom Don Quichotte unsterblich gemacht, den in die Sphäre des Ideals erhobenen Typus spanischen Rittertums. Auch Iñigo war stark donquichottisch angehaucht. Glühend von Ehrgeiz und Ruhmesdurst, ganz erfüllt von jenem Geiste der Abenteuerlichkeit, welcher in Loyolas Zeit-

genossen Cortez und Pizarro weltgeschichtliche Bedeutung gewann, war sein Sinnen und Minnen darauf gestellt, glänzende Waffenthaten zu vollbringen und es wie im Kriege so auch in der Liebe seinem Muster und Vorbild gleichzuthun, dem Helden des weltberühmten Ritterromans „Amadis". Zu solchen ritterlichen Uebungen und Bemühungen gehörte selbstverständlich auch die Wahl einer „Herrin" und „Herzensgebieterin", wobei es aber unser Ritter nicht machte wie der sinnreiche Caballero de la Mancha. Er wollte höher hinaus. Denn nicht eine Dulcinea von Toboso, sondern eine der Infantinnen des königlichen Hauses wählte er zu seiner „dama de corazon". Man sieht, Loyola liebte in jungen Jahren alle die romantische Narretei, welche des größten spanischen Dichters ambersischer Humor mit unvergänglichen Zügen in das Buch der Weltlitteratur eingezeichnet hat.

Im Jahre 1521 finden wir unseren Ritter, welcher jetzt dreißig Jahre alt, als Hauptmann und Compagniechef im Dienste des Monarchen, der als König von Spanien Carlos I. und als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation Karl V. hieß. Der Hauptmann lag mit seiner Compagnie in Pampelona, der Hauptstadt von Navarra, als diese von den Franzosen belagert und genommen wurde. Noch hielt sich aber die Citadelle, bis auch sie am 20. Mai genannten Jahres den stürmenden Franzosen erlag. Bei Ver-

teidigung der Stadt und der Burg hatte sich Loyola rühmlichst hervorgethan, und an jenem Maitag stand er in der Bresche den Stürmern entgegen, den Widerstand ordnend und führend, zäh ausdauernd, bis ihm eine feindliche Geschützkugel das rechte Bein zerschmetterte und zugleich sein linkes durch einen Steinsplitter der zerschossenen Mauer verletzt wurde.

Die Sieger bewiesen ihre Achtung dem tapferen Besiegten und Schwerverwundeten dadurch, daß sie ihn, so gut wie es eben gehen mochte, in seine Heimat und in sein Vaterhaus bringen ließen, wo er eine lange und qualvolle Heilkur durchzumachen hatte. Dieselbe war, wie in jenem abgelegenen Erdwinkel nicht anders zu erwarten, zuerst eine gänzlich verpfuschte. Das gebrochene Bein wurde ganz falsch eingerichtet und mußte darum zum zweiten- und drittenmal gebrochen werden, um besserer Heilung zugänglich zu sein. Dann stand unter dem Knie ein Ueberbein häßlich hervor, welche Entstellung sich Loyola entschlossen absägen ließ. Endlich genas er, aber die Bresche von Pampelona hatte ihm ein Andenken mitgegeben, das er nie wieder losgeworden ist: er blieb sein lebenlang hinkend.

Ein anderer Mensch als er zuvor gewesen, erhob er sich vom Lager der langen Pein. Oder wenigstens nahm all sein Fühlen, Sinnen und Trachten eine der früher verfolgten entgegengesetzte Richtung. Denn nicht

mehr auf irdischen Glanz und weltlichen Ruhm stand ihm der Sinn, sondern auf das, was ihm als das Himmlische und Ewige erschien. Spanier und Ritter blieb er trotz alledem, nur vergeistlichte sich ihm die Vorstellung vom Rittertum und seine Spanierschaft erweiterte sich zu jener Tendenz der Universalität, welche ja gleichzeitig auch die spanische Monarchie so energisch bethätigte.

Während trauriger Tage und qualvoller Nächte war ihm der uralte Weltschmerzgedanke vom Jammersal und der Eitelkeit des Menschendaseins nahegetreten — jener Gedanke, über dessen schauerliche Tiefe die Glücklichen leicht wie Kork hinwegschwimmen, wogegen Unglückliche darin versinken. Vielleicht wäre der leidende Loyola nicht nur darin versunken, sondern auch ertrunken, falls ihm nicht sein spanisch-katholischer Glaube ein Rettungsseil zugeworfen hätte. Zunächst in Gestalt von allerhand Heiligenlegenden, mit deren Lesung er sich auf seinem Krankenlager die Zeit und die Schmerzen zu vertreiben suchte. Seine immer sehr thätige Einbildungskraft erhitzte sich bis zum Siedegrad an den dickaufgetragenen Schilderungen der ungeheuerlichen Thaten und ungeheuerlicheren Leiden, des Wunderwirkens und des Marterduldens von allen den Halbgöttern der christlichen Mythologie. Und dieser Mann war keiner von jenen Phantasiemenschen, deren Begeisterung nur eine strohfeurige. Die Visionen, welche

er in seinen Fieberdelirien hatte, sie wurden ihm zu Thatsachen, welche er mit der beispiellosen Macht seines Gemütes festhielt. Legende und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart verschwammen in seinen Halluzinationen. Warum sollte, was der Heilige von Assisi und der heilige Dominik gethan, nicht abermals gethan werden können? Warum sollte nicht er, Loyola, dazu bestimmt sein, solches oder ähnliches zu thun?

Schon spürte er in sich ein Unbegreifliches, ein Uebermenschliches, etwas wie Heiligkeit und Wunderkraft. Er fühlte sich zu einem Ritter des Geistes berufen, zu einem Ritter des spanisch-katholischen Geistes seines Jahrhunderts natürlich. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz in der Hand, galt es fortan zu streiten, zu streiten für Gott und, was dasselbe, für den Statthalter Gottes auf Erden, für den Papst, und wider die Ungläubigen. Zuvörderst aber mochten diese verzückten Träumereien doch noch nicht so ganz ohne Beimischung von Weltlichkeit sein. Der Geist der Askese rang in dem kümmerlich genesenden Manne zuweilen heftig mit fleischlichen Begehrnissen („cosas de carne"). Dann gaukelten durch sein Gehirn verlockende Bilder, wie er die Ruhmeskränze seiner geistlichen Ritterschaft der hochstehenden „Dame seines Herzens" zu Füßen legen und zum Dank dafür von ihr wohl auch den heißbegehrten Minnesold empfangen würde. Doch diese Verdunkelung seiner Seele

wich bald wieder und für immer der Erleuchtung. Er erkannte, daß es, um Großes für das Reich Gottes zu wollen und zu vollbringen, nötig sei, das Werkzeug, also sich selber in den gehörigen Stand zu setzen, den alten Menschen aus- und einen neuen anzuziehen. Wie und womit? Mittels Enthaltsamkeit, Büßungen, frommer Werke aller Art.

Er beginnt damit, das Gelöbnis unverbrüchlicher Keuschheit zu thun, und siehe, wie mit einem Zauberschlag verwandelt sich daraufhin die irdische Liebe zur Dame seines Herzens in die himmlische zur allerseligsten Jungfrau und Himmelskönigin Maria. Er hat eine entzückende Vision. Die Gottgebärerin erscheint ihm, ihr Kind, das Heil der Welt, in den Armen, unsagbar schön, holdselig und huldreich umflammt von einer Strahlenglorie. Er springt vom Lager, wirft sich vor der blendenden Erscheinung in den Staub und schwört sich zum Dienstmann seiner himmlischen Herrin.

Jetzt ist sein Los entschieden; aus einem Soldaten Kaiser Karls ist er ein Soldat Gottes geworden, aus dem Ritter einer Infantin ein Ritter der Himmelskönigin. Ihr zu Ehren gelobt er Beschwerlichstes und Gefährlichstes: eine Pilgerfahrt zum heiligen Grab in Jerusalem. Und dann? Er hat daran gedacht, nach seiner Rückkehr aus Palästina in das Kloster der Kartäuser zu Burgos zu treten. Nachdem er jedoch die

Statuten dieses Ordens einer genauen Kenntnisnahme unterzogen, ist er von dem Gedanken, Kartäusermönch zu werden, wieder abgegangen. So ein lebendig Begrabensein ließ sich mit seinem Thatendrang nicht vereinigen. Seine geistliche Ritterschaft sollte und wollte keine müßig-beschauliche sein, sondern eine energisch-handelnde, und wie überschwenglich, wie visionär-mystisch seine Anschauungen und Gefühle waren, sie haben ihn niemals verhindert, die Mittel und Wege zur Erreichung seiner Ziele verständig und klarsichtig zu erwägen.

3.

Büßer, Pilger und Bettelstudent.

Nun galt es, Ernst zu machen mit dem neuen Leben, und das war nicht leicht. Denn schon die Losreißung vom Alten erforderte einen nicht geringen Kraftaufwand. Der Bruch mit seiner Vergangenheit bedeutete ja für Loyola zugleich einen gewaltsamen Riß mitten durch die Familienbande. Er vollzog denselben ohne Zaudern und schuf damit ein Vorbild für jene vollständige Entfremdung von Familienrücksichten und Verwandtschaftsregungen, welche die Gesellschaft Jesu von ihren Mitgliedern forderte und fordert.

Das Gebaren des kranken und des genesenden Iñigo war den Seinigen schon längst auffallend und verdächtig vorgekommen. So sehr, daß sie ihn wohl für verrückt halten mochten. Das war ein großes Leid für sie, denn das Haus Recalde hatte große Hoffnungen auf seinen jüngsten Sproß gesetzt. Daran mahnte ihn sein ältester Bruder, Don Garcias, als Iñigo im März 1522 seine Lenden gürtete, um die väterliche Burg zu verlassen. Der Ritter vom spanischen Geiste des 16. Jahrhunderts fand es nicht angezeigt,

dem Bruder gegenüber mit der lauteren Wahrheit herauszugehen, d. h. zu gestehen, daß er eine abenteuerliche Buß-, Pilger- und Bettelfahrt anzutreten im Begriffe sei, aber lügen wollte er auch nicht. Er erklärte daher, während ihm der Sinn nach dem berühmten Heiligtum auf dem Montserrat unfern von Barcelona stand, daß er den Herzog von Najara in Navarreta besuchen wollte, und lieferte so ein Muster jener Zwei- oder Mehrdeutigkeit der Ausdrucksweise, welche man später den Jesuiten vorgeworfen hat. Denn was Iñigo sagte, ist wahr und nicht wahr gewesen. Er besuchte ja wirklich den genannten Granden — zunächst.

Von Navarreta lenkte er die Schritte seines Maultiers dem Montserrat zu. Wo er unterwegs nächtigte, lag er dem Bußwerk ob, welches er zu seiner Reinigung und Läuterung für nötig und dienlich hielt, d. h. er geißelte sich bis aufs Blut. Untertags hing er dem Vorsatz seiner Pilgerfahrt ins heilige Land nach. Auf dem Montserrat, dem Sägeberg — so genannt, weil seine himmelan starrenden Felszacken den Zähnen einer Säge gleichen —, war die uralte Benediktinerabtei gelegen, welche durch ihr vielbeneidetes Heiligtum, ein Mirakelbild der Madonna, zu ungeheurem Reichtum gelangt war. Das Idol thronte in einer Kapelle, deren Decke und Wände mit Goldplatten bekleidet waren. Im Geflimmer von

75 silbernen Ampeln blitzte und leuchtete die von dem kostbarsten Edelgestein starrende Statue der Himmelskönigin wie ein Juwelenschrein.

Don Iñigo begann damit, daß er sein Reittier dem Kloster schenkte. Dann wandte er sich an den Mönch, welcher unter seinen Klosterbrüdern für den strengsten Asketen galt. Diesem vertraute er sein Vorhaben, nach Jerusalem zu pilgern, fand Zustimmung von seiten des frommen Mannes und legte demselben eine peinlich gewissenhafte Generalbeichte über seine ganze Vergangenheit ab. Hierdurch, sowie durch dreitägiges Fasten und Beten, auch durch Beschaffung eines Pilgeranzugs, bereitete er sich auf einen feierlichen Akt vor, welchen seine noch immer von ritterlichen Erinnerungen erfüllte Phantasie ausgesonnen hatte. Er wollte sich zum Kämpen seiner himmlischen Herrin weihen, er wollte sozusagen den geistlichen Ritterschlag empfangen und zu diesem Zweck eine förmliche „Waffenwacht" halten, wie die Knappen als Kandidaten des Rittertums in der Nacht vor dem Empfang des Ritterschlags zu thun pflegten.

In der Nacht vom 24. auf den 25. März 1522 unterzog er sich dieser Zeremonie. Er entledigte sich seines adeligen Anzugs und verschenkte denselben an einen Bettler, den er in einem Winkel der Klosterkirche knieen sah. Hierauf legte er seine Pilgertracht an, begab sich in die Kapelle der Jungfrau, hing seine

Waffen als Weihgeschenk neben dem Altar auf und verwachte, auf den Stufen desselben halb stehend halb knieend, die Nacht in inbrünstigem Gebet. Im Morgengrauen sodann ging der Ritter der Himmelskönigin, seinen Pilgerstab in der Hand, still von dannen und den Berg hinunter, um seine Schritte dem katalonischen Städtchen Manresa zuzulenken.

Dort hat er, eine Gelegenheit zur Einschiffung nach Palästina erharrend, zehn Monate verbracht, als Bettler mit Bettlern lebend, im Hospital die niedrigsten Krankenwärterdienste verrichtend, härtesten Selbstpeinigungen sich unterziehend, ganz in Schmutz und Elend versunken wie ein indischer Fakir. Er kam in der krankhaften Ueberreizung seiner Nerven bis an die Schwelle der Verzweiflung, und Selbstmordsgedanken stiegen in ihm auf. Er fürchtete, nicht zum Heiligen berufen zu sein, er wollte an sich selbst und an seiner geistlichen Ritterschaft verzweifeln, während er doch immer wieder in seinem Innersten eine geheime Stimme zu hören glaubte, die ihm sagte, daß er zu Großem berufen sei.

Aus dieser moralischen Krisis rettete ihn eine physische. Er hatte so viele Leiden auf sich gehäuft, daß er der Last erlag. Er verfiel in schwere Krankheit, und es sah wirklich einem Wunder ähnlich, daß er mit dem Leben davonkam. Diesmal brachte er von seinem Krankenlager die Ueberzeugung mit, daß in

Bußübung und Kasteiung Maß zu halten sei, weil, wer im Dienste Gottes und der Himmelskönigin thätig sein wolle, der Gesundheit bedürfe. Und noch etwas brachte er vom Krankenbette mit: das Gefühl, daß er der himmlischen Barmherzigkeit gewiß sein dürfe und daß er ein berufenes, ja ein auserwähltes Werkzeug Gottes sei.

Die jesuitische Legende hat dies in das Gewand von Visionen gekleidet, welche dem Fundator geworden. In seligen Entzückungen habe er den Himmel offen, die göttliche Dreifaltigkeit, die Gottesgebärerin und ganze Scharen von Heiligen geschaut. Die Legende weiß auch zu melden, der Gründer habe in einer Berghöhle bei Manresa einsiedlerisch gehaust, was ja an und für sich gar nicht unwahrscheinlich sein mag. Von verschiedenen Religionsstiftern und Propheten wird erzählt, daß sie vor dem Antritt ihrer Mission die Einsamkeit suchten, wohl wissend, daß diese die Mutter großer Gedanken ist. Moses hielt in den Felsschluchten des Sinai Zwiesprache mit Elohim, Zarathustra weilte zehn Jahre in den Bergwildnissen des Hindukusch, Sakjamuni-Buddha floh aus seinem Palast in die Abgeschiedenheit brahmanischer Waldeinsiedeleien, Elias liebte die Bergöden des Horeb, Jesus ging in die Wüste, Mohammed barg sich in einer Höhle des Berges Zara. Geschichtlich sicher ist, daß Loyola wenn nicht den ersten Entwurf, so doch die Anregung zu seinen

berühmten „Geistlichen Uebungen" (Exercitia spiritualia) aus Manresa mit sich nahm, die Anregung zu dieser Vorschule des Jesuitismus, welche bald eine beispiellose pädagogische Wirksamkeit zu entwickeln bestimmt war. Der Grundgedanke dieser Methode der Einweihung in Asketik und Mystik gehörte jedoch nicht dem Fundator an. Es war kein gefundener, sondern nur ein angeeigneter. Loyolas „Exercitia spiritualia" sind eine Nachbildung des „Exercitatorium spirituale", welches Don Garcia Cisaro, Benediktinerabt zu Manresa, als eine Wegleitung zum frommen und beschaulichen Leben schon im Jahre 1500 veröffentlicht hatte. Die Jesuiten haben sich bemüht, die Spuren dieser Thatsache zu vertilgen; es ist ihnen aber nicht gelungen. Ein Exemplar des verschwunden und verschollen geglaubten Büchleins, vielleicht das einzige noch erhaltene, ist in der Bücherei von Monte Cassino aufgefunden und dann 1856 zu Regensburg neu gedruckt worden. Wenn aber damit erwiesen ist, daß Loyola nicht der Erfinder der „Geistlichen Uebungen" ist, so hindert das nicht, anzuerkennen, daß dieselben durch ihn systematisch ausgebildet, vervollkommnet und so zweckdienlich gehandhabt wurden, daß sie — selbstverständlich immer im Sinne des „Gründers" — als ein wundersam geschickt gebautes und geschlossenes System der Erziehung des Menschen „für den Himmel" sich darstellten.

Denn dies ja war das Ergebnis der leiblichen Kasteiungen und der seelischen Kämpfe, welche Loyola zu Manresa durchgemacht und bestanden hatte, daß ihm in der Form ekstatischen Schauens die Erkenntnis aufgegangen, die Bestimmung des Menschen sei, zur Ehre Gottes zu leben, Gott zu dienen und mittels dieses Dienstes die ewige Seligkeit zu verdienen. Darin lag schon der Keim von der späteren Losung der Compagnie Jesu: „Alles zur größeren Ehre Gottes!" und ebenso die Wurzel des wesentlich kriegerischen Charakters dieser Compagnie. Denn welcher Dienst konnte Gott wohlgefälliger sein als die Bekämpfung seiner geschworenen Feinde, der Ungläubigen und der Ketzer? Die „Exercitia spiritualia", welche Anleitungen gaben und Wege wiesen zur Ueberwindung der menschlichen Ich- und Selbstsucht, zur Geringschätzung der irdischen Dinge, zur Erringung der Sinnenreinigung und geistigen Vollkommenheit, und zwar mittels strenger Selbstprüfung, Gebet, aufrichtiger Reue und ehrlicher Buße, innerlicher und nach den Umständen auch äußerlicher, wie Fasten, Geißelung und ähnlicher Kasteiungen — diese „Geistlichen Uebungen", welche in drei Stadien zur Reinigung, zur Erleuchtung, zum Einssein mit Gott führen sollten, sie waren bestimmt, die Rekrutenschule der Compagnie Jesu zu werden, und sie sind das geworden. Tausende und wieder Tausende sind in dieser Schule

zu willenlos gehorsamen, diensteifrigen, Gefahren und Tod verachtenden Soldaten des Ordens gedrillt worden, dessen Fahnen, worauf das „I. H. S.“ gestickt war, einem Heere voranflatterten, das man mitunter schlagen, aber bis zum heutigen Tage noch nicht besiegen konnte. Man dürfte es wohl als Uebertreibung bezeichnen, wenn einer, welcher die „Geistlichen Uebungen“ Loyolas selber mitgemacht hatte — Heinrich Bode („Das Innere der G. J.“, 1847, S. 37 und S. 41) —, die Behauptung aufstellte, die Wirkung dieser Exerzitien sei so gewaltig, daß ein Nichtkatholik, falls er dieselben hingebungsvoll durchgemacht, katholisch, ja sogar Jesuit werden müsse; allein etwas Wahres ist doch daran. Man redet sprichwörtlich von kleinen Ursachen und großen Wirkungen; aber bei näherem Zusehen erweisen sich jene zumeist als keineswegs klein. Sobald man sich auf den christlichgläubigen Standpunkt stellt, wird man das Büchlein „Exercitia spiritualia S. Ignatii de Loyola“, welches zuerst von Papst Paul III. gutgeheißen, belobt und empfohlen wurde, und welches zunächst durch seinen völlig reizlosen, einfachen und nüchternen Stil, wie man solchen von einem Fanatiker gar nicht erwarten konnte, den Leser überrascht, als ein tiefdurchdachtes, nicht auf abstrakte Spekulation, sondern auf Welt- und Menschenkenntnis basiertes Werk erkennen und anerkennen müssen. Es ist praktische Seelenkunde, in

seiner Art geradezu ein psychologisches Meisterstück. — Nach dieser kurzen und zweckdienlichen Abbeugung von unserem Wege kehren wir auf denselben zurück.

Der ihm gewordenen Erleuchtung sicher und mehr als je entschlossen, die Pilgerreise ins gelobte Land anzutreten, bettelte sich Loyola von Manresa nach Barcelona hinab. Hier erprobte er zuerst den Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Frauenwelt. Es mußte von dem bescheiden und demütig sich verhaltenden Manne im Bettleranzuge doch etwas ausgehen von jenem Geheimnisvollen, was Macht verleiht über Menschen. Zwei fromme und angesehene Damen, Donna Zepilla Rocaberti und Donna Isabel Roser, nahmen sich seiner mitleidig an. Ihr Beistand ermöglichte es ihm, nach Italien unter Segel zu gehen. Er stieg in Gaeta ans Land und durchwanderte Italien, um über Rom nach Venedig zu gelangen. Den härtesten Entbehrungen ausgesetzt, tagsüber seine kärgliche Nahrung erbettelnd, nächtlich die Steinfliesen der städtischen Straßen zum Bette und den Himmel zur Decke nehmend, fand er doch immer wieder Menschen, deren Barmherzigkeit ihm die Ausführung seines Vorsatzes möglich machte. So konnte er am 14. Juli in der Lagunenstadt zu Schiffe steigen, am 31. August in Joppe den Boden Palästinas betreten und am 4. September 1523 in Jerusalem einwandern.

Mit so inbrünstiger Andacht hat er in der hei-

ligen Stadt und ihrer Umgebung alle die Pilgerbräuche mitgemacht, daß er, wie es scheint, während seines ganzen Aufenthalts in einer Art von Verzückung sich befand. Inmitten derselben muß ihm aber doch der ganz richtige Gedanke gekommen sein, daß seine Hoffnung, im heiligen Lande als Heidenbekehrer wirken zu können, eitel gewesen. Die Mauer der thatsächlichen Verhältnisse erwies sich so hart, daß auch ein so eiserner Schwärmerschädel, wie er auf den Schultern Loyolas saß, ganz vergeblich dagegen angerannt wäre. Unser Fanatiker war auch viel zu weltklug, um so ein Anrennen zu versuchen. Er verließ Palästina ohne weiteren Gewinn als die Erinnerung an die beseligenden Eindrücke, welche seine Gläubigkeit an den heiligen Stätten empfangen hatte, und betrat im Januar 1524 die Küste von Italien wieder, um von dort nach Spanien sich heimzubetteln.

Das praktische Resultat seiner ganzen Pilgerfahrt war, daß der jetzt dreiunddreißigjährige Mann erkannt hatte, er müßte, um in der Welt wirken zu können, vor allem etwas lernen, und mit eiserner Willenskraft machte er sich daran. Unterstützt von seiner Gönnerin Donna Isabel, setzte er sich in Barcelona unter die Knaben, welche ein ihm befreundeter Schulmeister, Don Ardebal, in Latein unterrichtete. Denn die Aneignung der Kenntnis dieser Sprache war dazumal die unumgängliche Voraussetzung von allem Studium.

Man kann sich denken, allwie der dreiunddreißigjährige Pennal an den lateinischen Deklinationen und Konjugationen, an den Regeln der Formenlehre und den Stilvorschriften der Syntax zu kauen und zu würgen hatte. Ein Ciceronischer Lateiner ist er freilich nie geworden, aber nach zwei Jahren hatte er von der Sprache der Kirche und der Wissenschaft doch so viel in seinen Schulsack gethan, daß er im stande war, an der Universität Alcala einen Kursus der Philosophie durchzumachen. Seinen Lebensunterhalt erbettelte er nach schon gewohnter Weise in der genannten Stadt vor den Thüren, und ein mitleidiger Hospitalvorstand räumte dem Bettelstudenten eine Zelle zur Wohnung ein. So trieb er es auch in Salamanca, wohin er ging, Theologie zu studieren.

Der Lernende war jedoch auch schon ein Lehrender. Mit einem nicht gewöhnlichen Maß von Beredsamkeit begabt, hat er auf Straßen und Plätzen zu predigen angefangen und Leuten aus dem Volke, Kindern, Männern und Weibern, Unterricht in den christlichen Glaubenslehren gegeben. Mit nicht geringem Erfolg. Schon bildete sich um den feurigen Prediger und eifrigen Katecheten ein Kreis von begeisterten Verehrern und begeisterten Verehrerinnen; auch strömten ihm die Almosen nur so zu. Freilich, neben dieser hellen Seite hatte die Sache auch eine dunkle. Das „heilige Offiz" nämlich wurde aufmerksam auf den wunderlichen Hei-

ligen im Bettlerrock und betrachtete das Predigen und Katechisieren desselben als unziemliches, vielleicht sogar nach Ketzerei schmeckendes Pfuschwerk. Wen aber die Inquisition so ansah, dem pflegte sie auch Gelegenheit zu geben, die Innenseite ihrer Kerker kennen zu lernen. Zweimal erhielt Iñigo diese Gelegenheit, schon in Alcala für sechs, dann wieder in Salamanca für drei Wochen. Dort und hier wußte sich aber der Beargwöhnte vor der bestellten Untersuchungskommission ganz gut zu verantworten. Seine Erklärungen über verschiedene heikle Punkte der christlichen Dogmatik fielen befriedigend aus. Auch ward er als im kanonischen Recht leidlich fest beschlagen gefunden. Dagegen kopfschüttelten die Herren Richter über eine Stelle in Loyolas schriftlichen Aufzeichnungen. Es scheint das ein erster Entwurf zu den „Geistlichen Uebungen" gewesen zu sein. Darin fand sich eine eigenartige Ansicht über den Unterschied zwischen sogenannten „Todsünden" und sogenannten „läßlichen Sünden". Stoßen wir hier auf den ersten Keim der nachmals so berufenen oder verrufenen „Jesuitenmoral", auf den Embryo der jesuitischen „Kasuistik"? Möglich, wahrscheinlich sogar. Denn der „Gründer" hat jedenfalls schon frühzeitig den Gedanken gehegt und gepflegt, daß man mit den menschlichen Schwächen und sogar mit den menschlichen Lastern sänftiglich umspringen müßte, so man die Menschen anlocken, gewinnen und beherrschen wollte.

Die Kommissarien des „heiligen Offiz“ gingen über den Stein des Anstoßes hinweg und gaben Loyola frei. Es dürfte nicht unstatthaft sein, anzunehmen, daß gerade in seinem Verhaft der schon lange in ihm arbeitende Vorsatz, als ein Kriegsmann der „ecclesia militans“ gegen Heiden und Ketzer zu Felde zu ziehen, festere Gestalt gewonnen habe, — die Gestalt der bestimmten Absicht, zur Führung dieses Krieges ein Verbündnis, eine Gemeinschaft zu stiften oder, spanisch zu reden, eine geistliche Armada zu werben und auszurüsten.

Als bester Werbeplatz erschien ihm Paris, an dessen hoher Schule, der Sorbonne, es von Studenten aller Nationen wimmelte. Dorthin also machte er sich im Winter von 1527/28 auf dem Fußwege, sah sich jedoch, in der Hauptstadt Frankreichs angelangt, genötigt, wieder von vorn anzufangen, d. h. noch einmal lateinische Grammatik und „Philosophie“ durchzuschwitzen, um zum Studium der Theologie zugelassen zu werden. Seine Bettelstudentenschaft wußte er übrigens jetzt in eine höhere Potenz zu erheben, indem er sich sozusagen zum Almosenrentner zu machen verstand. Er vermochte nämlich seine alten Gönner und Gönnerinnen in Spanien, wie neue in Frankreich und Belgien gewonnene, ihm ihre frommen Spenden in regelmäßiger Wiederkehr zufließen zu lassen. Infolgedessen war Iñigo, ohne jedoch darum seine strenge

und kärgliche Lebensführung aufzugeben, stets bei Kasse, konnte die Kosten, welche die Erwerbung der akademischen Grade des Baccalaureats und des Magisteriums erforderte, aufwenden und vermochte gelegentlich auch Freunden aus der Not zu helfen.

Gerade mittels solcher Hilfeleistung hat er die ersten seiner eigentlichen Schüler an sich gezogen und von dem Werte seiner Freundschaft überzeugt, den Studenten Pierre Lefèvre, einen Savoyarden, und den Dozenten Francisco Xaviero, einen Spanier, welcher aus einem vornehmen Hause stammte. Daß Iñigo diese zwei grundverschiedenen jungen Männer, den einfachen und bestimmteren Lefèvre, wie den eiteln, gefall- und ruhmsüchtigen Xaviero, gleich sehr an sich zu fesseln verstand, daß er beide mit seinen Anschauungen zu erfüllen, sie für seine Absichten vollständig zu gewinnen, sie seinem Willen unbedingt zu unterwerfen wußte, das stellte die Macht seiner Persönlichkeit außer Zweifel. Von der Stunde, wo er sicher war, diese beiden ersten gelehrigen und begeisterten Werkzeuge seiner Pläne gewonnen zu haben, darf man den Ursprung der Compagnie Jesu datieren. Und in dieselbe Zeit fiel eine bedeutsame Umbildung oder vielmehr Zuspitzung von Loyolas ursprünglicher Idee. Denn die große Gefahr, welche der römischen Kirche von seiten der reformatorischen Bewegung drohte, war derweil auch ihm zum Bewußtsein gekommen. Heiden

bekehren war zweifelsohne ein verdienstliches Werk. Aber ein noch verdienstlicheres und noch dazu drängenderes sei es, den Stuhl Petri wider die „satanische Rebellion“ eines Luther, eines Calvin, eines Zwingli und anderer „Höllenbrände“ zu schirmen. Im Grunde liefen ja beide Kampfrüstungen auf eins hinaus: es war immer ein „ad majorem dei gloriam“ unternommener und gefährlicher Krieg.

Iñigos mit Eifer fortgesetzte Menschenfischerei brachte weitere Erfolge. Seinen zwei ersten Schülern vermochte er bald wieder andere zu gesellen: den Portugiesen Simone Rodriguez und die Spanier Jayme Laynez, Nicolao Bobadilla und Alfonso Salmeron. Die sechs jungen Männer machten unter ihres Meisters Leitung die „Geistlichen Uebungen“ durch, und zwar mit erstaunlicher Wirkung. Alle sechs gehörten von jetzt an mit Leib und Seele dem Führer.

Uns moderne Menschen kostet es nicht geringe Mühe, das Wesen und die Macht dieser Exerzitien auch nur einigermaßen uns zu vergegenwärtigen. Wir müssen aber bedenken, daß der in der einleitenden Betrachtung dieses Exerzierreglements der Compagnie Jesu stehende Satz: „Der Mensch ist dazu geschaffen, daß er Gott fürchte und preise und dadurch, daß er ihm dient, seine Sele rette“ — für die Menschen des 16. Jahrhunderts eine absolute Wahrheit gewesen ist. Es mußte für sie demnach eine Lehre und Anweisung,

wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, diesen Endzweck des Menschendaseins zu erreichen, von zaubermächtigem Reize sein. Einmal in diesen Zauberkreis gebannt, konnten sie nicht mehr entrinnen. Der Jesuitenorden hatte daher alle Ursache, die „Exercitia spiritualia“ hochzuhalten. In einer 1599 gedruckten „Anleitung“ dazu steht geschrieben: „Ueber die meisten der Unserigen kam durch die Exerzitien der Geist der Berufung, und mit Wahrheit kann gesagt werden, daß diesen Uebungen die Gesellschaft ihren Ursprung, sowie ihr Wachstum verdanke.“

Dies war ganz im Sinne Loyolas gesagt, welcher bei seinen Lebzeiten stets bekannt und seinen Schülern immer nachdrucksam eingeprägt hatte, daß die „Geistlichen Uebungen“ das sicherste Mittel seien, um die Menschen zu einer vollständigen Aenderung ihrer Lebensweise und zur radikalen Umformung ihres ganzen Sinnens und Trachtens zu bringen. Der „Gründer“ hat daher keine Gelegenheit, seine Zeitgenossen zur Vornahme der Exerzitien zu bewegen, vorübergehen lassen. Ein artiges Beispiel bietet die bekannte, vom alten Ribadeneira erzählte Anekdote, wie Loyola in Paris einen sehr weltlich gesinnten Arzt mittels einer gewonnenen Billardpartie daran kriegte, den „Geistlichen Uebungen“ sich zu unterziehen. Nicht wenige Jesuiten stellten diese so hoch, daß sie der Meinung waren, der Orden sollte seine ganze Thätigkeit darauf beschränken;

denn dadurch würde er sich die weiteste und ersprießlichste Wirksamkeit sichern. Diese Ansicht hat sich auch bis in unsere Tage herab erhalten. So urteilte ein Kenner im Jahre 1840: „Die Ignatianischen Geistesübungen bilden die sinnreichste, ihren Zweck ganz psychologisch berechnende und systematisch verfolgende Kombination von asketischen Heilmitteln, deren redlicher Gebrauch die Umwandlung des Exerzitanten fast unfehlbar bewirken muß."

Um das Gesagte verständlich und begreiflich zu finden, müssen wir das immer gegenwärtig halten, daß das in Rede stehende System der Askese ausgedacht und zuerst in Anwendung gebracht wurde zu einer Zeit, wo die Leute noch so „fromm" gewesen sind, daß sie es ganz in der Ordnung fanden, wenn, wie in Paris unter der Regierung des „ritterlichen" Königs Franz geschah, Menschen lebendig verbrannt wurden, weil sie während der Fasten Fleischspeisen genossen hatten.

4.

Die Gründung.

Sie lag zweifelsohne in der Luft eines Zeitalters, welches von religiösen Motiven ebenso heftig bewegt und in seinen Tiefen aufgewühlt war, wie das 19. Jahrhundert von politischen und sozialen bewegt und durchwühlt ist.

Bei den Germanen ging aus diesem Sturm und Drang die Reformation hervor, die Empörung gegen Roms Tyrannei. Bei den Romanen die geschickte Untermauerung vom Felsen Petri, die Neubefestigung der Herrschaft Roms.

Zur selbigen Zeit, wo diesseits der Alpen in einer Wittenberger Klosterzelle ein deutscher Augustinermönch die erste ferne Möglichkeit eines Abfalls vom Papsttum erwog, drängte sich jenseits der Alpen einer nicht geringen Anzahl von redlich frommen Männern die Notwendigkeit auf, die klaffenden Wunden der Kirche zu heilen.

Solche Männer saßen aber nicht auf dem „Stuhle des Apostels", welcher Stuhl eigentlich, wie bekannt, ein antiker Badsessel gewesen ist. Päpste vom Schlage

des sechsten Alexander, des zweiten Julius, des zehnten Leo, des siebenten Clemens und des dritten Paul, sie waren nicht die Leute, von der erwähnten Notwendigkeit sich überzeugen zu lassen oder derselben, auch wenn sie die Augen nicht ganz davor verschließen konnten, ernstlich und ausdauernd Rechnung zu tragen. Nicht von obenher demnach, sondern von untenauf kam, wie ja immer und überall alles wahrhaft und währschaft Große in der Welt, der den Katholizismus verjüngende Stoß und Trieb, welcher die Kirche befähigte, der gegen sie gerichteten Rebellion die Spitze zu bieten.

Es war im Wesen dieser Kirche begründet, daß Versuche zur Heilung ihrer Schäden und Gebresten im Bereiche der Möncherei angestellt wurden. Innerhalb des Ordens der Kamaldulenser, wie im Franziskanerorden sind reformistische Anläufe genommen worden. Noch wichtiger als der aus dem letztgenannten herausgezweigte volkstümliche Orden der Kapuziner erwies sich für die Neubelebung und Kräftigung des Katholizismus der neugegründete Orden der Theatiner, sowie die durch Philipp von Neri gestiftete Kongregation der heiligen Dreifaltigkeit. Aber alle diese Gründungen mußten bald weit zurücktreten vor der Compagnie Jesu.

Im Frühjahr 1534 hatte Loyola den akademischen Grad eines „magister artium" gewonnen und im

Sommer schien ihm die Zeit gekommen zu sein, den mit seinen sechs Freunden geschlossenen Bund mittels einer feierlichen Handlung zu bekräftigen. Er entwarf zu diesem Zwecke eine Gelöbnisformel, kraft welcher die Freunde geloben sollten, in Armut und Keuschheit zu leben, sowie einen geistlichen Kreuzzug zur Bekehrung der Ungläubigen ins heilige Land zu unternehmen. Falls die Erfüllung des dritten Gelübdes unmöglich sein sollte, wollten sie sich dem Papste zu beliebiger Verwendung anbieten. Die Formel wurde einer gemeinsamen Beratung unterstellt und genehmigt. Nach gehaltenem Ratschlag bereiteten sich die Sieben mittels Fasten, Gebet und Beichte auf die Ablegung der drei Gelübde vor. Dann begaben sie sich am Tage der Himmelfahrt Mariä, dem 15. August, zur Marienkirche zu dem Montmartre. Dort las Lefèvre, als der einzige von ihnen, welcher bereits Priester war, die Messe. Als er darin bis zu der „Kommunion" gelangt war, wandte er sich zu seinen auf den Altarstufen knieenden Gefährten, reichte einem jeden, nachdem derselbe mit lauter Stimme die Gelübde geleistet, die Hostie dar, kommunizierte dann selber und beschloß mit dem „Ite, missa est" den feierlichen Akt.

So war unscheinbar und unbeobachtet eine Thatsache in die Welt getreten, die sich bald als von unberechenbarer Tragweite erweisen sollte. Die Ge-

sellschaft Jesu, welcher unlange darauf der Savoyarde le Jay und die beiden Franzosen Codur und Brouet sich anschlossen, war gegründet, obzwar der Bund noch nicht diesen Namen führte. Waren doch dem Gründer selbst, wie seinen Gesellschaftern dazumal der wirkliche Zweck und das eigentliche Ziel der Verbindung noch unklar und unbestimmt. Den Eidgenossen vom Montmartre schwebte vorderhand nur der Gedanke vor, daß sie berufen seien, „zur größeren Ehre Gottes“ zu leben, zu streben und, wenn nötig, zu sterben. Das Wann, Wo und Wie — so waren sie überzeugt — würde sich schon finden, und ihr Glaube betrog sie nicht.

Zunächst gaben sie sich an die Fortsetzung ihrer Studien. Allein im folgenden Jahre, und zwar, wie es scheint, schon zu Anfang desselben, fand es Iñigo angezeigt, ärztlichem Rate zufolge zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit für eine Weile nach Spanien heimzukehren. Er that dies aber nicht, ohne mit seinen neuen Genossen die feste Verabredung getroffen zu haben, daß sie sich samt und sonders im Januar 1537 in Venedig zusammenfinden wollten, um sich dort nach Palästina einzuschiffen. In der spanischen Heimat verbrachte Loyola seine Zeit in gewohnter Weise, d. h. als Wanderprediger und Exerzitienleiter. Schon war sein Ruf groß, ja, seine Landsleute glaubten zu spüren, daß schon ein Ruf von Heiligkeit von dem strengfrommen Manne ausginge.

Zu Anfang des Jahres 1537 war der Fundator in Venedig und fand hier seine neuen wortgetreuen Genossen vor. Allein der zwischen dem Padischah und der Republik von San Marco entbrannte Krieg machte die Einschiffung nach Palästina unrätlich, ja unmöglich. Die Freunde beschlossen, ein Jahr lang zu warten, und falls diese Frist verstriche, ohne ihnen die Möglichkeit darzubieten, nach dem heiligen Lande zu gelangen, wollten sie darin einen Wink Gottes sehen, daß sie zu anderweitiger und anderwärtiger Wirksamkeit auserkoren wären. Sie verlebten das Wartejahr nicht unthätig. In der Lagunenstadt selbst und in den Städten des venezianischen Gebiets wirkten sie eifrig als Straßenprediger, als Unterweiser von Kindern und Unwissenden und in den Hospitälern als Krankenpfleger, die vor keiner Mühe und Gefahr zurückschreckten. Ihre begeisterte Frömmigkeit, verbunden mit einer strengsittlichen Lebensführung, gewann ihnen die Bewunderung und Anhänglichkeit von hoch und niedrig.

Es ist angezeigt, schon hier darauf aufmerksam zu machen, daß die Dauer und Macht der Gesellschaft Jesu zu einem nicht geringen Teil auf dem zweifellos moralischen Lebenswandel der großen Mehrzahl ihrer Mitglieder beruhte und insbesondere darauf, daß sie das Gelübde der Keuschheit ernst nahmen. Selbstverständlich gab es auch im Jesuitenorden

„räudige Schafe“ genug, Ausschweifende und Wüstlinge. Aber doch nur ausnahmsweise. Sogar Abtrünnige, sogar Ausgestoßene des Ordens haben in früherer und späterer Zeit sich gedrungen gefühlt, zu bezeugen, daß sie in den Jesuitenklöstern keine Unsittlichkeit wahrgenommen hätten. Ohne diese moralische Haltung der meisten Mitglieder des Ordens — „moralisch“ ist hier zunächst im geschlechtlichen Sinne gemeint — wäre der ungeheure und dauerhafte moralische Einfluß desselben auf die Gesellschaft schlechthin unerklärlich. Man erinnere sich nur, wie die sittliche Versunkenheit der hohen und niederen Klerisei im 15. Jahrhundert das Ansehen der Kirche so geschwächt hatte, daß die Reformation im 16. Jahrhundert eine Möglichkeit wurde . . .

Während des Wartejahres im Venezianischen sind alle Genossen Loyolas, welche die Weihe noch nicht hatten, in den priesterlichen Stand getreten, den Fundator selbst inbegriffen, welcher am zweiten Weihnachtsfeiertag von 1538 seine Primizmesse las. Zugleich bewerkstelligte sich in diesem eine hochbedeutsame Klärung seiner Ansichten und Absichten. Er hatte, durch regelmäßige und reichliche Geldsendungen von Spanien her unterstützt, seine Wohnung im Kollegium der Theatiner in Venedig genommen. Hier erhielt er zuerst einen deutlichen Einblick in die religiöse Bewegung der Zeit. Hier kam ihm schreckhaft zum

Bewußtsein, welche Gefahren der „alleinseligmachenden“ Kirche von seiten des „Aufruhrs“ drohten, dessen Fahnen Luther, Zwingli und Calvin aufgepflanzt hatten. Der Protestantismus, das war der Feind! Vor den Griffen dieser „Teufelskralle“ galt es die Seelen zu wahren. Warum noch in die Ferne blicken und streben? In der Nähe that sich ja eine Walstatt auf, allwo heiße und glorreiche Kämpfe „ad majorem dei gloriam“ zu bestehen waren. Züngelte die Flamme der lutherischen Ketzer nicht auch schon über die Alpen herüber nach Italien? Jawohl, so that sie. Da war es geboten, zu löschen und zu retten.

Auf dem Urgrund der fraglos meisterhaften und glühenden Ueberzeugung Iñigos, daß es ein Jenseits gebe, daß in diesem Jenseits die wahre Bestimmung des Menschen liege, dessen Seele den Tod des Leibes überlebe, ferner, daß nur die Lehre und der Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche die Möglichkeit, die Sicherheit, die Gewißheit des Seligwerdens der unsterblichen Menschenseele gewähren und verbürgen, endlich, daß gerade darum jedem wahrhaft gläubigen Christen die heilige Pflicht und Schuldigkeit obliege, alle seine Kräfte und Gaben anzustrengen, alles aufzubieten, um die unbedingte Autorität und Macht der römisch-katholischen Kirche zu erhalten, zu stärken, zu wahren — auf diesem Urgrunde seines Schauens,

Fühlens und Glaubens errichtete Iñigo den Bau seines Ordens, einen Bau, dessen Umrisse und einzelne Teile in seinem Geiste mehr und mehr bestimmte Linien, ausgestaltete Formen und deutliche Farben annahmen.

Es sollte ein Orden von Regularpriestern werden, ein Orden nicht der Weltentsagung, sondern vielmehr der Weltbestreitung, ein Orden, welcher nicht den Frieden, sondern den Krieg bringen sollte, einen für das Seelenheil der Menschen, zur Ehre Gottes und folglich zum Ruhme des päpstlichen Thrones, sowie wider den Satan und die Hölle und folglich zur Vertilgung der Ketzerei rastlos zu führenden Krieg. Darum sollte dieser Orden einen Namen tragen, welcher sein Wesen und seine Bestimmung der Welt laut verkündigen, ihn ausdrücklich als „eine Legion Gottes", als eine geistliche Landsknechtschaft kennzeichnen würde. Wie die Fähnlein oder Regimenter der Landsknechte nach ihren Hauptleuten benamset werden, also sollte der neue Orden nach seinem Hauptmann benannt sein. Die „Compagnie Jesu" müßte er heißen, in der Sprache der Kirche die „Societas Jesu", weil mit diesem lateinischen Worte das spanisch-soldatische „Compania" wiederzugeben sei.

Man sieht, unsere deutsche Bezeichnung „Gesellschaft Jesu" signalisiert das Wesen des Ordens bei weitem nicht deutlich genug, weil unser Wort „Gesell-

schaft" einen technisch-militärischen Sinn gar nicht hat. Wollten wir „Compania" oder „Societas Jesu" sinngetreu verdeutschen, so müßten wir Horst oder Herrscher Jesu sagen . . .

Von einer Kreuzfahrt ins gelobte Land war unter den Eidgenossen vom Montmartre weiter keine Rede mehr. Sie hatten jetzt als ihr nächstes Ziel Rom erkoren. Von der Hauptstadt der Christenheit müßte der Kreuzzug gegen die Ketzerei ausgehen. Bevor das Jahr 1537 ganz zu Ende, treffen wir Loyola in der Siebenhügelstadt, wo sich bald seine Genossen um ihn sammelten, und zwar in schon vermehrter Anzahl, wie denn die „Compania" namentlich in dem jungen Spanier Francisco Strada um diese Zeit einen vortrefflichen Rekruten gewonnen hatte. Zum Quartier diente der Genossenschaft zuerst die Villa Garzonio, doch erwies sich dieselbe bald als zu klein und wurde daher mit einem größeren gemieteten Hause vertauscht. Es war übrigens einer der Grundsätze des Gründers, die Mitglieder der „Heerschar" an häufigen Wechsel der Wohnung und plötzliche Aenderung der Lebensweise zu gewöhnen. „Unsere Häuser sind wie Zeltlager," hat darum ein berühmter Jesuit, Suarez, treffend gesagt.

Papst Paul III. war den Loyolaiten gewogen, und so schien sich für diese in Rom zuvörderst alles gut anlassen und gestalten zu wollen. Im Mai 1538 wurden sie ermächtigt, überall in der Stadt und Um-

gegend zu predigen, die Beichte zu hören, Absolution zu erteilen und die Sakramente zu spenden. Eifrigst machten sie von dieser Ermächtigung Gebrauch. Aber gerade ihr Eifer machte sie der eingesessenen Klerisei bald verdächtig und lästig. Mönche und Weltgeistliche empfanden gleichermaßen die Konkurrenz dieser Eindringlinge sehr schmerzhaft. Als das Wohlwollen des Papstes für den „spanischen Schwärmer" und seine Gefährten immer zunahm, als er zweien von diesen „hergelaufenen Priestern" theologische Vorlesungen in der Sapienza, der römischen Universität, übertrug, als fernerhin die Loyolaiten mittels ihres hilfreichen, aufopfernden, keine Mühsal scheuenden Verhaltens während einer schweren Hungersnot, welche im Winter 1538/39 Rom heimsuchte, eine große Volksbeliebtheit gewannen, da erhob sich in klerikalen Kreisen bis hinauf ins Kardinälekollegium gegen sie ein lautes Geschrei als gegen „Ketzer" und „Volksaufwiegler".

Es ist eine jener Ironien, von welchen das Buch der Geschichte strotzt, daß zur Zeit, als in Deutschland das Luthertum schon alles mögliche that, um seinen revolutionären Ursprung vergessen zu machen und als religiös-orthodox und politisch-servil sich aufzuspielen, in Rom Loyola und seine Genossen, deren Compagnie so bald zur festesten Stütze der Autorität und Stabilität werden sollte, als Revolutionäre verschrieen wurden.

Der eiserne Wille des Gründers, welcher wie seine Begeisterung und Tapferkeit, so auch seine Klugheit und Zähigkeit seinen Schülern einzuhauchen verstand, überwand auch diese Bedrängnis. In einer persönlichen Unterredung setzte er Paul III. sein und seiner Genossen Denken, Wollen und Thun auseinander und drang auf eine strenge Untersuchung ihres ganzen Gebarens. Der Papst beauftragte den Governatore von Rom mit dieser Untersuchung, deren Resultat ein für die Loyolaiten höchst günstiges war. Die Tadellosigkeit ihres Wandels, die Korrektheit ihrer Lehren, ihre hingebungsvolle und wirksame Thätigkeit in der Seelsorge, Armenhilfe und Krankenpflege wurden dadurch klar und in so helles Licht gestellt, daß alsbald ein Zudrang von Rekruten zu der sich bildenden Compagnie erfolgte.

Loyola erkannte, daß man das Eisen schmieden müsse, solange es heiß ist. Die Gunst der öffentlichen Meinung, welche seiner Sache sich zugewendet hatte, mußte benutzt werden, um „das Fähnlein" der Compagnie Jesu wirklich „aufzurichten", d. h. den Orden förmlich zu konstituieren und selbigen durch den Statthalter Christi sanktionieren zu lassen.

Er versammelte seine Genossen um sich, und mittels einläßlicher Beratungen, Erörterungen und Debatten wurde der Grund- und Aufriß des wohldurchdachten und kühnen Bauwerkes entworfen, festgestellt und genehmigt.

Zu den schon früher von ihnen gebilligten und geleisteten mönchischen Gelübden der Armut und der Keuschheit fügten sie jetzt als drittes das des Gehorsams, der absoluten Obedienz. Den Oberbefehl über die Compagnie sollte der General führen, welchem seine Gewalt auf Lebenszeit übertragen wurde. Seine Untergebenen sollten ihn ansehen und verehren als „eine Verkörperung und Anwesenheit Christi". Das schmeckte allerdings ruchbar genug nach Dalai-Lamaismus; aber wir werden sehen, daß diesem Absolutismus immerhin Schranken gesetzt waren. Von höchster Wichtigkeit, weil den innersten Kern der neuen Stiftung bloßlegend, ist gewesen, daß die Stifter beschlossen, es sei den erwähnten drei herkömmlichen Mönchegelübden ein viertes als das spezifisch-jesuitische anzureihen. Die Mitglieder der Compagnie Jesu sollten und müßten nämlich geloben, „ihr Leben dem unabläßigen Knechtsdienste (perpetuo servitio) Jesu Christi und der römischen Oberpriester zu weihen, unter dem Banner des Kreuzes für Gott zu Felde zu ziehen (sub crucis vexillo deo militare), einzig und allein dem Herrn und seinem Vikar auf Erden, dem Papste, zu dienen, und zwar, daß sie, was immer der jeweilige Pontifex zum Heile der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in was für Länder er sie senden möge, ohne irgendwelche Zögerung oder Einwendung auf der Stelle (illico), soweit

es möglich (quantum in nobis fuerit), in Ausführung zu bringen verpflichtet sein sollten".

Die Ergebnisse der gehaltenen Ratschläge summierte Loyola in einer in fünf Kapitel geteilten Denkschrift und ließ diese ursprüngliche Verfassungsurkunde des Jesuitismus, diese Magna Charta des „Institutum Societatis Jesu", durch den Kardinal Contarini dem Pontifex zur Genehmigung überreichen. Paul III., obzwar dem Gründer und der Genossenschaft wohlgeneigt, verzögerte dennoch für eine Weile seine Sanktion. Vielleicht hatte er so etwas wie eine Ahnung, daß der General des neuen Ordens zu einem „schwarzen Papst" auswachsen könnte, welcher dem „weißen" überlegen wäre. Aber auf der anderen Seite waren die Vorteile, welche die Dienste der Compagnie Jesu für den römischen Stuhl versprachen, doch augenscheinlich zu groß, als daß der Vatikan, angesichts der Bedrohung und Beängstigung durch die Reformation, diese Dienste nicht hätte annehmen sollen und wollen. Der Papst hat ja, so wird gemeldet, nachdem er von dem Statut Loyolas Kenntnis genommen, im Hinblick auf die offenbar gegen die „Ketzerei" gerichtete Tendenz der Compagnie in der Aufrichtung derselben den Finger Gottes gesehen („Hic est digitus dei!"). Diesen Finger glauben bekanntlich die Menschen immer zu sehen, wenn sie sich einbilden, derselbe winke, wie sie es wünschen.

Am 27. September von 1540 erging die päpstliche Bulle, kraft welcher der Jesuitenorden oder, wie selbiger nachmals in der 25. Sitzung des Konzils von Trient offiziell betitelt wurde, die „Religio Clericorum Societatis Jesu“ genehmigt, anerkannt und in den Kreis der kirchlichen Institute aufgenommen wurde. Den dabei gemachten Vorbehalt, daß der neue Orden auf die Zahl von 60 Mitgliedern beschränkt sein sollte, hob der Papst drei Jahre später auf. Und dabei ließ er es nicht bewenden. Der persönliche Einfluß des Gründers auf den Papst war so groß und die Merkmale der Wirksamkeit des Ordens traten bald so augenfällig hervor, daß Paul III. und sein Nachfolger Julius III. die Compagnie Jesu mit Gunstbezeigungen überschütteten. Dieselbe wurde unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt und von jeder bischöflichen „Korrektion“ und „Jurisdiktion“ durchaus unabhängig gemacht. Ueberall auf Erden durften die Jesuiten predigen, die Sakramente spenden, zu jeder Tageszeit die Messe celebrieren und auch für solche Sünden und Verbrechen, deren Beurteilung dem kanonischen Rechte zufolge der römischen Kurie vorbehalten war, Absolution erteilen. Alles zusammengehalten war die Stellung des neuen Ordens bald eine solche, daß er eine Macht nicht sowohl in als vielmehr über der Kirche darstellte — eine Macht, die für unantastbar gelten konnte, seit Julius III. im

Jahre 1551 eine Bulle ausgehen ließ, allworin mit dem großen Bannfluch und dessen Folgen alle bedroht wurden, welche die Institutionen, Rechte und Vorrechte der Gesellschaft Jesu angreifen und schädigen oder den Jesuiten in der Ausübung ihrer Thätigkeit hinderlich sein würden.

Es lag vom Anfang an im Wesen und Streben des Jesuitenordens, daß er gleichermaßen ein religiöses und ein politisches Institut sein mußte, ja geradezu der Träger von Roms Politik. Demzufolge hat schon der Gründer dieselbe Zähigkeit, Geschicklichkeit und Schlauheit, womit er den Beistand und die Gunst der Päpste gewonnen, in Anwendung gebracht, um die Gunst und den Beistand der Könige, Fürsten und Minister, überhaupt der herrschenden und reichen Kreise und Klassen zu gewinnen. Auch diese Bemühungen waren von höchst bedeutenden Erfolgen begleitet, von so erstaunlichen, daß ohne Berücksichtigung derselben die Geschichte der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unverständlich sein würde. In dieser ganzen Zeit ist an den katholischen Höfen, ja mitunter auch an protestantischen, der jesuitische Geist, verkörpert in Beichtvätern und Erziehern und auch außerdem in allerhand Verwandlungen erscheinend, der eigentliche animus agens et movens, die lenkende und treibende Kraft gewesen.

Im April von 1541 waren die Mitglieder des

neuen Ordens zur Wahl ihres Oberhauptes, zur Erwählung des ersten „generalis praepositi“ geschritten. Selbstverständlich enthielten die sämtlichen am 9. April eröffneten Wahlzettel den Namen Iñigos, sein eigenes Votum ausgenommen, welches charakteristisch lautete, er gebe dem seine Stimme, welcher die meisten Stimmen auf sich vereinige. Loyola erbat sich Bedenkzeit, und es hieße ungerecht sein, wenn man sein Zögern Heuchelei und Koketterie nennen wollte. Der Mann hatte von dem Generalat einen so ernsten und hohen Begriff, daß er sicherlich dachte, was er sagte, nämlich die Bürde wäre zu schwer für seine Schultern. Erst der Zuspruch von Jayme Laynez: „Vater, entweder du nimmst das Amt an, welches Gott so sichtbarlich dir auflegt, oder ich beantrage, daß die Compagnie sich auflöse,“ beseitigte Loyolas Bedenken. Am 19. April erklärte er die Annahme der Wahl.

Er hat den Oberbefehl über die „Heerschar Jesu“ bis zu seinem Tode (1556) geführt. Mit Straffheit, Wachsamkeit, Glück und Glanz. Wie durch das Ordensstatut selbst, so hat er durch verschiedene unter seinem Regiment getroffene Einrichtungen und Maßnahmen dem Jesuitismus das dauerhafte Gepräge seines Geistes und Charakters aufgedrückt.

Als die erste der bald so berufenen Erziehungs- und Lehranstalten des Ordens wurde 1550 das „Collegium romanum“ gegründet, das eigentliche

Hauptquartier der Compagnie, woraus schon nach wenigen Jahren etliche hundert streittüchtige Jesuitenschüler hervorgingen, um sich über Italien und in die verschiedenen Länder Europas auszubreiten, überallhin die Lehren des Ordens tragend, allenthalben in mancherlei Form und Gestalt die Zwecke desselben fördernd. Schon 1552 war Loyola in den Stand gesetzt, den Palazzo Salviati zu erwerben und denselben zum bleibenden Stammsitz und Generalquartier der Compagnie umzubauen und einzurichten. In demselben Jahre that er einen äußerst glücklichen Griff, indem er das „Collegium germanicum“ gründete. Damit wollte er die „deutsche Ketzerei“ ins Herz treffen. Von Deutschland war die Reformation ausgegangen. Dort sollte sie bekämpft werden, und zwar durch Deutsche selbst, die im genannten Kollegium in Rom zu Ketzerfeinden jesuitisch gedrillt wurden. Schon im zweiten Jahre seines Bestehens zählte das Germanikum 25 aus Deutschland hergelockte Zöglinge, und mit dieser Dressuranstalt für Kleriker wurde dann ein Institut verbunden, worin junge deutsche Edelleute ihre Erziehung erhielten, natürlich so, daß diese Söhne vornehmer und reicher Häuser befähigt wären, später ebenfalls in ihrem Vaterlande „zur größeren Ehre Gottes“ thätig zu sein.

5.

„Institutum Societatis Jesu."

Man hat die Verfassung der Compagnie Jesu einen „aus Granit aufgetürmten Bau" genannt, welcher so gedacht und ausgeführt worden, daß er „weder von außen herein gestürmt, noch von innen heraus gesprengt werden könne". Als der feste Kern des ganzen Bauwerkes ist fraglos die eiserne Manneszucht zu bezeichnen, welcher seine Mitglieder zu unterwerfen dem Orden gelang, um die Willenlosen ganz seinen Zwecken dienstbar zu machen; aber nicht weniger auch das Gefühl der Solidarität, wie es bis dahin so kräftig noch keine menschliche Gesellschaft beherrscht hatte, und welches auch den allmächtigen General doch wieder zum Gegenstande der Ueberwachung und Kontrollierung von seiten seiner Untergebenen machte.

Die Verfassung der Compagnie ist kein mit einmal fertig gemachtes und abgeschlossenes Werk, sondern ein allmählich gewordenes und gewachsenes. So einen Granitbau improvisiert man nicht. Die Jesuiten hatten ihr I. H. S.-Banner schon weit umher auf dem Erdball aufgepflanzt, als die Oberen dazu vorschritten,

zum Gebrauche der Ordensglieder, und nur dieser, die Gesetze, Vorschriften und Anweisungen der Gesellschaft zusammenzustellen und als erstes und eigentliches Konstitutionsbuch drucken zu lassen im Jahre 1584. Vervollständigt erschien dieses „Corpus institutorum Societatis Jesu“ viel später, erst 1757, in zwei Foliobänden unter dem Titel „Institutum Societatis Jesu“. Seit der Bestätigung des ersten Statuts durch Paul III. waren also 217 Jahre vergangen. Derweil hatte die Verfassung des Ordens Zeit gehabt, auszureifen.

Man kann dieselbe als eine sehr geschickt bewerkstelligte Mischung demokratischer, aristokratischer und monarchischer Elemente kennzeichnen. Demokratisch ist sie, insofern jeder Jesuit vom untersten Grade der Compagnie zum höchsten gelangen kann. Aristokratisch, insofern die gesetzgebende Gewalt sowie die Wahl des Generals bei der Generalversammlung ist, welche aus den eigentlichen „Oberen“ besteht. Monarchisch, insofern der General innerhalb der Schranken der Verfassung unumschränkt herrscht. Vielleicht wäre es am richtigsten, den Orden als eine Militärmonarchie zu bezeichnen: 1) darum, weil die Jesuiten sich selber eine Compagnie von Soldaten nennen („quorundam militum societas“), und 2) deshalb, weil der Jesuitengeneral einem Monarchen gleicht, welcher sein Heer als Generalissimus befehligt, aber des Rates und der Beihilfe seines Generalstabes nicht entbehren kann.

Unbedingter, soldatisch-straffer Gehorsam war das A und O des jesuitischen Credos, war und ist die Seele des Jesuitismus. Seine ganze Geschichte stellt nur eine unendliche Variation dieses Themas dar. Schon die Briefe des Gründers betonen bei jeder Gelegenheit, daß es notwendig, dem Prinzip der Autorität zur schärfsten Zuspitzung zu verhelfen. „Mögen" — so hat er über die „Tugend des Gehorsams" in einem später in die Konstitution aufgenommenen Schreiben sich ausgelassen — „mögen die anderen religiösen Gemeinschaften uns durch Fasten, Nachtwachen und sonstige Strenge bezüglich der Nahrung und Kleidung übertreffen, unseren Brüdern kommt es zu, durch wahren und vollkommenen Gehorsam, durch Verzichtleistung auf eigenen Willen und Verzichtleistung auf eigenes Urteil sich hervorzuthun." Diese Ansicht und Vorschrift hat dann einen nachdrucksamen oder, wenn man will, furchtbaren Kommentar gefunden in der berühmten Stelle des „Institutum" (I, 408): „Jeglicher sei überzeugt, daß solche, welche im Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittelung ihrer Oberen sich also handhaben und lenken lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent), welchen man nach Belieben wenden und drehen kann; oder auch, als ob sie wären wie der Stab eines Greises (vel similiter atque senis baculus), welcher

dem, der ihn trägt, dient, wo und wie immer er denselben gebrauchen will. Gerade so muß der Gehorsame alles (rem quamcunque), was ihm sein Oberer zum Vorteil (ad auxilium) des ganzen Ordens zu thun befehlen mag, mit heiterem Gemüte vollbringen (cum animi hilaritate debet exequi)."

Der Sinn dieser Stelle ist ganz bestimmt und klar. Sie läßt eine andere Deutung, als ihr Wortlaut ergibt, gar nicht zu und hat auch meines Wissens nie eine vom Wortlaut abweichende erlangt. Anders dagegen verhält es sich mit einer kaum weniger berühmten Stelle im 5. Kapitel des 6. Teils der Konstitutionen, welche lautet: „Wir halten dafür, daß keinerlei Bestimmungen, Erklärungen oder Lebensordnungen die Verpflichtung zu einer Todsünde oder zu einer läßlichen Sünde auferlegen können, es wäre denn daß der Obere solches im Namen unseres Herrn Jesus Christus oder in Kraft des Gehorsams befehlen würde (visum est nobis, nullas constitutiones declarationes vel ordinem nullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine domini nostri Jesu Christi vel in virtute obedientiae juberet)." Darüber ist nun viel und heftig hin und her gestritten worden. Die Jesuitenfeinde behaupteten, hier liege ein schlagender Beweis vor, daß die Verfassung der Compagnie Jesu die Mitglieder derselben geradezu verpflichte, auf

Befehl der Oberen zu sündigen und zu freveln, was denn doch ein erschreckendes Licht auf die Moral des Ordens werfe. Die Jesuiten und ihre Freunde dagegen erklärten, diese Auslegung der bezeichneten Stelle sei sinnwidrig. Die wirkliche Bedeutung derselben sei, daß die Verfassung der Compagnie die Mitglieder nicht unter (Begehung) einer Sünde zu etwas verpflichte. Wie diese Auslegung der Stelle mit dem Wortlaut sich decken soll, kann freilich kein Verstand der Verständigen sehen, aber die jesuitische Dialektik hat ja solche Kunststücklein häufig zuwege gebracht. Seltsam ist immerhin, daß die Compagnie eine derartige, mildestens gesagt, Zweideutigkeit in ihre Verfassung aufgenommen hat. Aber die Geschichte des Jesuitismus gewöhnte uns ja vom Anfang her an Seltsamkeiten. War doch der Gründer selbst eine solche, und zwar eine ins Quadrat erhobene. Und außerdem, es konnten ja möglicherweise Fälle eintreten, allwo die Politik der Compagnie es gebieterisch erforderte, daß „superior ea juberet“. Im Grunde hieße es die Compagnie herabsetzen, wollte man ihr zulegen, daß sie vor den äußersten Konsequenzen ihres Prinzips zurückgeschrocken sei. Gerade dadurch, daß sie das nicht that, wurde sie, was sie geworden: eine Macht über Menschen. Zu einer solchen wird man auf die Dauer nur durch Prinziptreue und logische Konsequenz, nicht aber mittels opportunistischen Windfahnentums, obzwar dieses im

letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als höchste politische Weisheit aufgeschwindelt und als solche von der denkträgen und charakterlosen Bildungsphilisterei anerkannt worden ist.

Dieser „alles verzeihenden, weil alles begreifenden“ Bildungsphilisterei unserer Zeit, dieser „realpolitischen“ und „opportunistischen“ Molluskenhaftigkeit steht kein Recht zu, das Moralsystem des Jesuitismus zu verurteilen. Dasselbe ist ja einer gewissensstumpfen, nur den Erfolg anbetenden und nur den Mißerfolg verurteilenden Gesellschaft wie auf den Leib geschnitten, und man könnte unschwer auf die Vermutung kommen, daß insonderheit die sittlich-schlaffe Juristerei und die laxe Justizpflege neuester Mode ihre Anschauungen und Anregungen der verrufenen Probabilitätslehre der Jesuiten zu verdanken haben, daß Rechtslehrer und Richter bei den Kasuisten der Compagnie Jesu in die Schule gegangen seien.

Der „Probabilismus“ ist keine jesuitische Erfindung, denn derselbe wurde nachweisbar nicht im Jesuiten-, sondern vielmehr im Dominikanerorden zuerst systematisiert, reicht jedoch mit seinen Wurzeln weit über das 16. Jahrhundert hinauf. Seine Urahne ist unzweifelhaft die mittelalterliche Scholastik, jene Bastardphilosophie, welche der beim Aristoteles in die Gedankendressur gegangene Schulwitz mit der christlichen Glaubenslehre zeugte. Diesem zweischlächtigen Balg

waren namentlich durch scholastische Autoritäten wie Duns Scotus und William Occam die absonderlichsten kautschukmännischen Verrenkungen gelehrt worden. Ohne Bild: die Scholastik war aus lauter Scharfsinnigkeit nachgerade ins Läppische und Skurrile gefallen und ihre Tüftelei hatte einen merkbaren Zug von Leichtfertigkeit angenommen. Stellte und verhandelte sie doch, wie allbekannt, „philosophische" Fragen von dieser Sorte: „Wie hätte der Sohn Gottes die Erlösung der Menschen bewerkstelligen können, so es ihm gefallen, in der Gestalt eines Steines oder eines Holzes oder eines Kürbis oder eines Esels auf die Welt zu kommen?" Bei scholastischen Tüftlern waren die dominikanischen Doktringeber des Probabilismus in die Schule gegangen. Von ihnen lernten die Jesuiten, und es steht fest, daß erst auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert die Lehre von der Wahrscheinlichkeitsmoral in die Compagnie Jesu eingeführt wurde, und zwar durch Gabriel Vasquez. Ebenso, daß die Verbreitung und Verwendung dieser Doktrin keineswegs ohne Opposition im Orden Platz griff. Zwei Generale, Vitelleschi und Gonzalez, sowie eine Generalversammlung des Ordens, die dreizehnte (1687), haben sich gegen die probabilistische Lehre erklärt, und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts sind aus den Reihen der Compagnie Jesu Proteste dagegen laut geworden. Aber es ging mit diesem Widerstand

gerade so, wie es mit der Vorschrift des Gründers, der Orden sollte sich nicht mit Politik befassen, ergangen ist, d. h. das Interesse der Compagnie stand sich bei der probabilistischen Praxis, die ja ein gar bequemes und wirksames Leitseil der Seelen abgab, zu gut, als daß sie darauf hätte verzichten wollen. Was aber die Politik anging, wie hätte sich der Orden, nachdem er einmal eine wesentlich politische Macht geworden, derselben entschlagen können.

Was war nun der „Probabilismus"? Die knappste Formulierung der Antwort auf diese Frage dürfte lauten: Ein Schlaftrunk für das Gewissen. Eine Ansicht ist wahrscheinlich („probabel"), wenn sie sich auf gewichtige Gründe oder auf die Autorität eines „doctor gravis", d. h. eines gelehrten und frommen Klerikers stützt. Aber der Mensch, wenn er in seinem Gewissen über das, was er thun oder nicht thun soll, unsicher ist, mag unter Umständen auch einer weniger süßen und wahrscheinlichen Meinung vor der wahrscheinlicheren und süßeren den Vorzug geben. Sind vollends die Autoritäten über die Sündhaftigkeit oder Nichtsündhaftigkeit von diesem und jenem, oder über den Grad von Sündhaftigkeit nicht gleicher oder gar entgegengesetzter Meinung, so mag der Mensch sein Thun oder Lassen nach der ihm bequemeren Meinung einrichten, sollte ihm diese auch als unwahrscheinlich („unprobabel") erscheinen. Es ist klar, daß in der

Beichtstuhlspraxis diese ganze Haarspalterei zu einer Rabulisterei ausschlagen mußte, welche dem Sittengesetz taschenspielerisch ein Schnippchen schlug oder wenigstens schlagen konnte. Denn in seinen äußersten Konsequenzen löste der Probabilismus die christliche Lehre von der Sünde, vom Sündenbekenntnis und der Sündenvergebung in eine dialektische Spiegelfechterei auf. Zu den Finten derselben gehörte auch die jesuitische Lehre von der „attritio“ und der „contritio“, d. h. von der „natürlichen“ und der „vollkommenen“ Reue. Jene entspringt aus der Furcht vor den Folgen der Sünde, diese aus dem Schmerz über die Sünde. Zur Sündenvergebung und zur Zulassung zum Empfange der geweihten Hostie reicht die „natürliche“ Reue des Beichtenden aus.

Die gesamte seelsorgerliche Praxis der Jesuiten, sowie ihre durchweg auf Sinnenpomp abzielende Handhabung des Gottesdienstes und insonderheit ihre Begünstigung eines bis zur grobsinnlichen Abgeschmacktheit getriebenen Marienkultus mußten dem Orden notwendig den Vorwurf zuziehen, daß seine Moraltheorie und seine Pastoraltheologie ebenso lax seien, wie seine gottesdienstlichen Veranstaltungen und Verrichtungen rein auf Aeußerlichkeiten gestellt. Allein die Compagnie machte sich wenig daraus. Hielt sie doch Beweise genug in ihren Händen, daß ihre Theorie und ihre Praxis den Leuten baß gefielen und daß sie damit außerordentliche Erfolge erreicht hatte. In einer

ihrer amtlichen Schriften, der „Imago primi saeculi Societatis Jesu“, berühmen sich die Jesuiten frank und frei ihrer Anbequemungskunst: „Die Gesellschaft Jesu sucht sich den Sitten aller anzubilden und anzupassen, alle Aemter zu übernehmen, alle Menschen zu ertragen, allen alles zu sein. Das ist die Geschicklichkeit und Betriebsamkeit einer sinnreichen Liebe, welche mit diesem süßen Zauber die Widerstrebenden anfaßt; das ist das goldene Netz, womit man Seelen fängt.“

Von selbst drängt sich hier auf die Zunge oder in die Feder das vielberufene Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

Man ist bekanntlich gewohnt, dieses Wort entweder geradezu für die eigentliche Losung der Compagnie Jesu zu halten oder wenigstens anzunehmen, dasselbe kennzeichne ebenso bündig und scharf als gerecht das innerste und eigenste Wesen des Jesuitismus, wie dieses in den geheimen Vorschriften und Wegweisungen des Ordens, in den „Monita secreta Societatis Jesu“, welche zuerst in Krakau 1612 mit dem Titel „Monita privata Societatis Jesu“ im Druck erschienen, des breiteren dargelegt und auseinandergesetzt worden sei.

Dieses Büchlein, behaupteten und behaupten die Gegner der Compagnie, enthielte die Geheimlehre des Ordens, die eigentliche Quintessenz des Jesuitismus. Aber es ist zu sagen, daß schon die verschiedenen und

einander widersprechenden Angaben, wie und wo dasselbe aufgefunden und in die Oeffentlichkeit gebracht worden sei, die Echtheit des Schriftstückes bedenklich verdächtigen. Der Orden hat auch von Anfang an mit aller Bestimmtheit und Entschiedenheit Protest eingelegt, daß die „Monita secreta“ jemals von der Compagnie Jesu ausgegangen wären oder in derselben Geltung gehabt hätten. Das Machwerk sei nur ein gehässiges Pamphlet, ein schändliches Pasquill. In Wahrheit, so sieht das Büchlein aus. Aber es kann um der genauen Kenntnis des Inneren der Gesellschaft Jesu willen, welche es durchweg darlegt, wohl nur von einem Jesuiten herrühren. Vielleicht von einem, welcher zu mutlos, die ihn drückenden Ordensbande zu zerreißen, seiner heimlichen Empörung gegen diesen Druck verschwiegenen Ausdruck geben wollte. Oder von einem Ausgetretenen oder Ausgestoßenen, welcher für wirklich von seiten des Ordens erlittenes Unrecht oder auch für nur eingebildetes satirisch Rache zu nehmen gedachte, Wahres und Falsches pamphletarisch vermischend. Zur Basis für ein ausschlaggebendes Urteil über die Compagnie Jesu darf das zweideutige Ding jedenfalls nicht gemacht werden.

„Der Zweck heiligt die Mittel.“ Daß dieser so recht realpolitische und opportunistische Satz vom Richterstuhl des Sittengesetzes aus unbedingt zu verurteilen ist, bedarf kaum der Erwähnung, geschweige der Er-

weisung. Aber wie steht es damit in der Praxis des Lebens? im Gewühle des Kampfes ums Dasein? beim Wettrennen der Konkurrenz? Ich fürchte, so, daß 99 Menschen von 100 ganz naiv und unbefangen jenen verpönten Grundsatz praktizieren. Und dieselben Leute schlagen dann sozusagen einen Purzelbaum sittlicher Entrüstung, wenn man ihnen gelegentlich in Predigten oder in Kammer- oder Tischreden oder in Zeitungsartikeln zu Gemüte führt, daß die Jesuiten so verrucht gewesen seien, den höchst verwerflichen Satz vom Zwecke, der die Mittel heilige, aufzubringen.

Die geschichtliche Wahrheit ist, daß dieser Satz nicht allein in der Praxis, sondern auch in der Theorie existierte, bevor es Jesuiten gab. Er findet sich ja andeutungsweise schon in der Schrift des Aristoteles „Vom Staat“ und ist später durch Machiavelli mit breitester Deutlichkeit in seinem „als wie mit Teufelsfingern“ geschriebenen Büchlein „Vom Fürsten“ abgehandelt worden. Noch denkwürdiger ist eine bezügliche Stelle beim Luther, auf welche Huber mit Recht nachdrucksam hingewiesen hat (a. a. O. S. 112). Im Jahre 1520, also zu einer Zeit, wo der spanische Offizier Loyola noch nicht die entfernteste Ahnung von der Stiftung des Jesuitenordens hatte, schrieb Luther an Johann Lange: „Wir hier (in Wittenberg) sind überzeugt, das Papsttum sei der Sitz des wahren und wirklichen Antichrists, wider dessen Trug

und Tücke wir um des Heils der Seelen willen alles für erlaubt halten (nos hic persuasi sumus, papatum esse veri et germani Antichristi sedem, in cujus deceptionem et nequitiam ob salutem animarum nobis omnia licere arbitramur)." Das hieß doch mit aller Entschiedenheit bekennen, daß der Zweck die Mittel heilige. Philosophen des Mittelalters und der Neuzeit haben über das Geltenlassen oder die Verwerfung des Satzes hin und her gestritten. Die größte scholastische Autorität der römischen Kirche, Thomas von Aquino, hat ausdrücklich erklärt, daß übel beraten sei, wer einen guten Zweck mittels schlechter Mittel zu erreichen trachte. Spinoza dagegen fand es naturrechtlich begründet, daß der Zweck die Mittel heilige, und allerdings beweist die Natur alltäglich und allstündlich, daß sie bei der Erreichung ihrer Zwecke durchaus nur nach der Zweckmäßigkeit und nicht etwa nach der Moralität ihrer Mittel frage. Hegel hat sich bemüht, den vielberufenen Satz als philosophisch unrichtig zu erweisen, und die neuzeitlichen Philosophen und Theologen sind ihm zahlreich beigetreten. Der große Kant freilich hatte achselzuckend gemeint, es sei noch keinem Philosophen geglückt, die Praxis der Politik mit der Theorie der Moral in Uebereinstimmung zu bringen, und wenn die Jesuiten der Maxime: „Der Zweck heiligt die Mittel" gemäß handelten und handeln, so konnten

und können sie mit Fug sagen, daß sie es nur machten und machen wie die Politiker aller Zeiten und Parteien.

Der unbefangene und gerechte Urteiler wird also in betreff dieses Punktes der Compagnie Jesu nicht mehr Schuld zuwälzen als der Natur und der Menschheit. Angesichts des brutalen Cynismus, womit die Materialisten und Anarchisten unserer Tage die gemeinste Selbstsucht als höchstes Gesetz ausschreien, wäre es vollends lächerlich, den Jesuiten ein Verbrechen daraus machen zu wollen, daß sie thun, was alle Welt thut, d. h. daß sie in einer Zeit, allwo der Leiter eines großen Geldinstituts offen aussprechen durfte, mit dem Katechismus in der Hand vermöge man keine Geschäfte zu machen, die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke nicht auf die Goldwage der Moral legen.

Dagegen ist es nur gerecht, scharf zu betonen, daß die Art und Weise, wie der Jesuitismus mit der Sittenlehre im allgemeinen und im besonderen umsprang, ein Verwerfungsurteil herausfordern mußte. Die „Kasuisten" des Ordens, unter welchen ein Escobar oder ein Busenbaum als typische Figuren dastehen, waren Rabulisten, welche aus Weiß Schwarz oder aus Schwarz Weiß zu machen verstanden, Taschenspieler, die mit Begriffen und Worten ein frivoles Ball- und Becherspiel trieben, Tausendkünstler, welche mit der Moral hantierten als mit einem bequemen

Vexierding, das man je nach den Umständen diese oder jene Form annehmen lassen, nach Belieben prunkend zeigen oder aber achtlos in die Tasche stecken konnte — so oder so, überall und allezeit „ad majorem dei gloriam“, d. h. zur Förderung der Ordenszwecke. Als ganz abscheulich kam die seelsorgerliche Theorie der Jesuiten zum Vorschein, wenn ihre Kasuisten von geschlechtlichen Sachen handelten. Da wurde ihre Pastoraltheologie schlankweg zur Zotologie. Es gibt von Jesuiten herrührende Anleitungen zum Beichthören, die in der Schamlosigkeit das Unglaubliche leisten. Daß diese Lehrbücher lateinisch geschrieben wurden, ist gar keine Entschuldigung. Latein war ja die Unterrichtssprache in den Jesuitenkollegien. Vom Pater Moja im 17. bis zum Pater Gury im 19. Jahrhundert zieht sich ein pestilenzischer Strom von Schmutz herab. Wir wollen denselben, für welchen in einem anständigen Buche kein Raum ist, schweigend zur Seite leiten, in den riesigen Schweinekober hinein, wohin er gehört . . .

Das Ziel, welches der Stifter seiner Gründung gesteckt hatte und das bis zum heutigen Tage von der Gesellschaft Jesu thatkräftig angestrebt wurde, war die Ausbreitung und beziehungsweise Wiederherstellung des mittelalterlichen Katholizismus. Hierauf ist wie die Doktrin und der Kult der Jesuiten mit seinem Mariä- und Reliquiendienst, mit seinem

theatralischen Zeremoniell und seinen augenfälligen Bußübungen, wie weiterhin ihre Moraltheorie und seelsorgerliche Praxis, so auch und vor allem ihre Ordensverfassung berechnet gewesen und geblieben.

Derselben zufolge gliedert sich die Compagnie Jesu in vier Klassen oder Kreise. Der äußerste und weiteste Kreis umschließt alle, welche unter dem Gehorsam des Generals leben, also auch die Novizen. Nur geistig und körperlich Gesunde, sowie nur gut Beleumundete sollen zum Noviziat zugelassen werden, keine Verehelichten, keine Sklaven, auch keine Abkömmlinge von Mohammedanern oder Juden. (Die Juden wurden jedoch später zu Gnaden angenommen, und der Orden zählte und zählt nicht wenige getaufte Israeliten.) Gesetzlich soll die Zulassung zum Noviziat nicht vor erreichtem 14. Lebensjahre erfolgen, aber der General kann Ausnahmen gestatten. Die Novizen scheiden sich in drei Arten: die einen wollen geistliche, die anderen weltliche Mitglieder der Compagnie werden, die dritten sind sogenannte „Indifferente", d. h. bereit, sich einer von den Oberen beliebten Verwendung zu unterziehen. Das bis in alle Wichtigkeiten und Kleinigkeiten hinaus geregelte Noviziat — die Schriften von Bode und Köhler (s. o.) geben darüber authentische und belehrende Aufschlüsse — soll zwei Jahre währen und ist eine strenge Prüfungszeit, insbesondere auch darauf angelegt, den

Novizen „von der Welt", d. h. von allen Familienbanden, von allen Verbindungen mit „da draußen" loszumachen und ihn so zu drillen und zu dressieren, daß er schließlich „perinde ac si cadaver" im Sinne der Ordensobedienz sei.

Nach wohlbestandenem zweijährigen Noviziat und nach abgelegten Prüfungen werden die Novizen in den zweiten der vier nach innen sich verengenden Kreise aufgenommen. Entweder als weltliche Koadjutoren („coadjutores temporales"), Ordensmitglieder, welche für die zeitlichen Bedürfnisse der Compagnie zu sorgen haben, als Sakristane, Hausdiener, Gärtner, Handwerker, Köche, Güterverwalter, oder als genehmigte Scholastiker („scholastici approbati"), welche im Lehr- und Erziehungsfach oder in priesterlichen Aemtern des Ordens verwendet werden sollen. Beide Klassen legen die drei Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit ab, obzwar nicht öffentlich, und verpflichten sich dadurch der Gesellschaft Jesu dergestalt, daß sie nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Generals dieselbe wieder verlassen können.

Den weltlichen Koadjutoren liegt noch eine zehnjährige Probezeit ob, und sie müssen das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, bevor sie zur öffentlichen und feierlichen Leistung der drei Gelübde zugelassen und demzufolge als wirkliche Mitglieder der Compagnie betrachtet werden. Die genehmigten Scholastiker werden

nach absolviertem Studium der Rhetorik und Litteratur, der Philosophie, Mathematik und Physik zumeist etliche Jahre lang als Hilfslehrer in einem der Erziehungshäuser des Ordens verwendet, dann zum Studium der Theologie herangezogen und nach Beendigung desselben binnen vier bis sechs Jahren zu Priestern geweiht. Damit und sodann mittels öffentlicher und feierlicher Ablegung der drei einfachen Gelübde werden sie geistliche Koadjutoren („coadjutores spirituales“), auch „Professen der drei Gelübde“ geheißen, und treten in den dritten Kreis der Gesellschaft Jesu ein als eigentliche Angehörige derselben. Ihre Thätigkeit ist eine seelsorgerliche, missionärische und pädagogische, zuweilen auch eine diplomatische und häufig eine litterarische. Aus diesem Kreise pflegen die gewandtesten und mutigsten Sendlinge und Agenten, wie die geschicktesten Publizisten des Jesuitismus hervorzugehen. Zu den Rechten der geistlichen Koadjutoren gehört auch, daß sie zu den Generalversammlungen der Compagnie abgeordnet werden können und in denselben sitzen und stimmen dürfen, nur nicht bei der Wahl des Generals.

Um aus dem dritten Kreise in den vierten und innersten vor- und einzurücken, bedarf es neben einem Alter von mindestens 45 Jahren ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit, bereits notorisch um den Orden erworbener Verdienste und überdies noch einer

besonderen zweijährigen Prüfungszeit, welche damit beschlossen wird, daß der zu Promovierende seine wissenschaftliche Befähigung nachweisen und — drei Tage lang betteln gehen muß. Nach Erfüllung dieser Bedingungen fügen die Kandidaten zu den drei gewöhnlichen Gelübden nach Vorschrift des Ordensstatuts noch das an den Papst, als „an den zeitweiligen Statthalter Christi" gerichtete vierte hinzu: „Ohne Einrede, ohne Reisegeld zu begehren, überallhin in der Welt zu gehen, allwohin zu gehen der Papst befehlen mag, sei es unter Gläubige oder Ungläubige, für Dinge, welche auf den Dienst Gottes und auf den Vorteil der christlichen Religion abzielen." So wird man ein „Profeß der vier Gelübde" und Mitglied derjenigen Klasse von Jesuiten, welche den Kern der Compagnie bilden. Diese „professi nostri" — so geheißen im Gegensatz zu den Professen der drei Gelübde, „professi externi" — sind an Zahl verhältnismäßig gering: auf hundert Mitglieder des Ordens mögen vielleicht ihrer zwei kommen. Sie formieren den Generalstab der Heerschar Jesu. Sie wählen den General und führen in den Generalversammlungen das leitende Wort. Aus ihrem Kreise werden die höchsten Würdenträger bestellt, die „Assistenten", d. h. die Geheimräte („consultores") und Beaufsichtiger („admonitores") des Generals, die „Provinziale", d. h. die gebietenden Oberen einer der „Provinzen" des Ordens, die „Su-

perioren" der Profeßhäuser, die „Rektoren" der vornehmsten Erziehungsanstalten, die Beichtväter von Königen und Königinnen, Prinzen, Prinzessinnen und sonstigen großen Herren und Damen, die „Prokuratoren", welche die Finanzen, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Compagnie zu verwalten haben. Denn, wohlverstanden, das Gelübde der „Armut" ist im Jesuitenorden „cum grano salis", ja mit einem ungeheuer großen Brocken Salz zu verstehen. Der einzelne Jesuit, insonderheit der hochstehende, der Profeß der vier Gelübde, muß arm sein und darf sich auch für seine geistlichen und pädagogischen Verrichtungen nicht bezahlen lassen. Aber die Compagnie, die darf „Almosen", d. h. Geschenke und Vergabungen aller Art, annehmen. Nur soll es nicht so aussehen, als wären diese „Almosen" die Vergütung für von der Gesellschaft geleistete Dienste, sondern so, als flössen die Spenden ganz aus freier Hand und rein nur „zur größeren Ehre Gottes".

Auf diese sinnreiche Weise, sowie durch kühne Handelsspekulationen, ist der „Bettelorden" der Jesuiten zum Besitz von unermeßlichem Gut und Geld gelangt.

Neben den offiziellen Jesuiten der vier gekennzeichneten Kreise oder Klassen — Scholastiker, Koadjutoren, Professen von drei und Professen von vier Gelübden — gab und gibt es aber auch noch offiziöse,

die sogenannten „Affiliierten", die Zugewandten oder Angereihten, deren Vorhandensein durch die Publizisten des Ordens freilich gelegentlich bestritten und abgeleugnet worden ist. Trotzdem kann die Existenz von „affiliierten" Jesuiten einer ernsten Anzweifelung kaum unterstellt werden. Der Vorteil, in der Weltgeistlichkeit, sowie in der Laienwelt, besonders in der vornehmen oder reichen, zuverlässige Verbündete zu haben, lag zu handgreiflich nahe, als daß er von der jesuitischen Politik hätte übersehen werden können. Auf der anderen Seite verbürgte ja die Verbindung mit dem Orden und die Förderung der Zwecke desselben köhlergläubigen Menschen ihr Seelenheil, wie nebenbei nicht minder allerhand zeitliche Vorteile. Despotischen Fürsten und herrsch- und habgierigen Ministern mußte ganz besonders naheliegen, durch verschwiegenen Anschluß an die mächtige Compagnie die Unterstützung derselben zu erlangen. Weiterhin hatte es ja der General in der Hand, mittels Modifizierung der Ordensgelübde, mittels Dispensen u. s. w. den Affiliierten alle möglichen Erleichterungen zu gewähren. Eine Ordenstracht brauchten sie um so weniger anzulegen, da auch die Jesuiten selber keine hatten. Sie gingen in schwarzer Tuchkleidung vom Schnitt, wie er bei Gelehrten üblich. Sie trugen ein talarartiges, bis an den Hals geschlossenes Unterkleid, darüber ein langes, schwarzes, vorn offenes Uebergewand und als

Kopfbedeckung entweder ein schwarzes Barett mit vier Ecken — das „viereckichte oder vierhörnige Jesuwiderhütlein“ nennt es der alte Fischart — oder einen schwarzen Hut mit flachem Boden und breiter Krempe, welche an den Seiten mit einer Schnur aufwärts gebogen war, den sogenannten Schaufelhut. Uebrigens ging der Jesuit mit Erlaubnis oder auf Befehl der Oberen auch in der Tracht der Weltleute, wenn die Verhältnisse dies angezeigt erscheinen ließen. Aus alledem erhellt, daß es Mitglieder der Compagnie Jesu geben konnte und kann — „Affiliierte“ —, welche im weltlichen Stande und sogar in der Ehe lebten. Derartige Jesuiten sollen gewesen sein die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III., die Könige Jao III. von Portugal, Siegmund III. von Polen und Ludwig XIV. von Frankreich, sowie der Kurfürst Maximilian I. von Bayern. Auch fürstliche und prinzeßliche Jesuitinnen werden genannt. Aktenmäßige Sicherheit über die Jesuiten „von der kurzen Robe“, wie man die Affiliierten zu bezeichnen pflegt, ist freilich bis zur Stunde noch nicht zu erlangen gewesen.

Das Regiment der Compagnie war im ganzen wie im einzelnen streng und straff, das Leben in den Profeßhäusern und Kollegien auf dem Fuß der Wohlanständigkeit und Schicklichkeit eingerichtet und geregelt. Wohllebigkeit, aber auch Ueberspannung der Askese waren daraus verbannt. Der General herrschte mittels

der Provinziale, diese regierten mittels der Superioren, Rektoren und Prokuratoren. Der Geschäftsgang war musterhaft genau und rasch. Nie ist eine Verwaltungsmaschine zweckdienlicher gebaut, besser geölt und geschickter gehandhabt worden als die der Gesellschaft Jesu.

Das demokratische und parlamentarische Element in der Verfassung derselben kommt zur Geltung in den gesetzmäßigen Versammlungen der Mitglieder, in den Prokuratoren-, Provinzial- und Generalkongregationen. Die Verhandlungen der beiden erstgenannten finden regelmäßig von drei zu drei Jahren statt, außerdem auch bei ungewöhnlichen Veranlassungen. Die Generalkongregationen werden nicht periodisch, sondern nur unter außerordentlichen Umständen durch den General oder dessen Stellvertreter berufen, sollen nur in Rom zusammentreten und gewähren die volle Stimmfähigkeit bloß den Professen der vier Gelübde, den Provinzialen und solchen Superioren, Rektoren und Prokuratoren, welche in den Provinzialkongregationen Sitz und Stimme haben. Dieser ganze parlamentarische Apparat ist selbstverständlich, wie eben alles und jedes in der Compagnie Jesu, so konstruiert, daß er ein weiteres wirksames Mittel zur Handhabung straffer Disziplin und scharfer Ueberwachung abgibt. Man kann überhaupt sagen, das ganze Dasein der Mitglieder des Ordens sei nur eine unausgesetzte gegenseitige Beobachtung und Ueberwachung. Die Kette derselben ist

vom Noviziat hinaufgespannt bis zum Generalat. Denn wenn alle Fäden des ewigen Visitierens und Kontrollierens in der Hand des Generals zusammenlaufen, so ist dieser doch auch seinerseits, wie schon erwähnt worden, der Gegenstand einer beständigen Beaufsichtigung und Kontrolle. Der General ist der oberste Spion und zugleich der oberste Bespionierte. Die in seinem Inneren bis zur äußersten Raffiniertheit ausgebildete Polizeikunst des Ordens war und ist eines seiner erfolgreichsten Machtmittel nach außen.

Mit seinem wirklichen Eintritt in die Gesellschaft Jesu stirbt der Jesuit wie der Familie, so auch dem Vaterlande ab, um nur noch in der Compagnie und für dieselbe zu leben. Er hat keine Privatinteressen, kein Eigentum und keinen Willen mehr. Er ist nicht mehr eine Persönlichkeit, sondern bloß noch je nach dem Gutfinden der Oberen ein so oder so geformtes Werkzeug in den Händen derselben — „perinde ac si cadaver sit“. Heimatlos, verwandtenlos, freundlos, muß er zu jeder Stunde bereit sein, von einem Ort zum anderen, aus diesem Land in jenes zu wandern, jetzt in irgend ein Zentrum der Kultur, dann wieder in ferne Wüsteneien versetzt, heute zur Mitwirkung an den feinsten Geweben europäischer Diplomatie, morgen zur Heidenmission unter kannibalischen Barbaren kommandiert zu werden. Um es kurz zu sagen, die Jesuiten, vom niedrigsten bis zum höchsten, waren nur Treib-

riemen, Räder, Walzen, Stifte und Kurbeln in einer beispiellos kunstvoll gebauten, mit der Dampfkraft des Glaubens in Betrieb gesetzten Kolossalmaschine.

Und so wie er war, konnte der Orden schon bald nach seinem Aufkommen nicht verfehlen, bei denkenden Menschen, also bei einer Minderheit, sehr gemischte Gefühle hervorzurufen — im Hinblick auf seine meisterliche Organisation, seine Energie, Aufopferungsfähigkeit und Wirkungskraft: gewaltigen Respekt; im Hinblick auf seine fanatische Unduldsamkeit, seine zweideutige Moraltheorie und seine skrupellose Politik: scheue Furcht. Streng sittliche und wahrhaft fromme, aber hellsichtige und duldsame Menschen haben darum schon frühzeitig gedacht, was später ein lateinischer Reim aussagte:

„O vos, qui cum Jesu itis,
Non ite cum Jesuitis!“

6.

Die Compagnie marschiert.

Aber was auch eine Minderheit von Menschen denken mochte, die Leute gingen scharenweise mit den Jesuiten, zu Hunderttausenden, zu Millionen.

Seit den Triumphen, welche das Christentum in seiner ersten Jugendfrische gewonnen, seit den Siegen, welche der Islam im ersten wilden Auflodern seines Fanatismus davongetragen, waren Erfolge, wie sie dem Jesuitismus zu teil wurden, nicht mehr geschaut worden. Das Vorschreiten und Umsichgreifen dieses Brandes war viel rascher und drastischer als das des Lichtschimmers der Reformation. Wo diese sozusagen die Flöte der Ueberzeugung geblasen, marschierte die Compagnie Jesu mit den Trompeten und Pauken der Ueberredung, der Ueberschreiung auf. Die Menge aber hat bekanntlich zu allen Zeiten die Blechmusik geliebt und Trompeter und Pauker den Flötisten und Geigern vorgezogen.

Noch das 16. Jahrhundert sah den großen kulturgeschichtlichen Umschwung. Der Protestantismus wurde

aus einem Angreifer zu einem Angegriffenen, aus einem Eroberer zu einem Verteidiger, welcher aus gar vielen der von ihm zuvor gewonnenen Stellungen vor dem Ansturm des Jesuitismus mit gesenkten oder wohl gar verlorenen Fahnen zurückweichen mußte. Nicht allein physisch, sondern auch moralisch, auf welche Art von Rückzug im Verlaufe unserer Betrachtung schon früher hingewiesen wurde.

Die Gesellschaft Jesu war beim Tode ihres Gründers und ersten Generals 17 Jahre alt und schon zählte sie 1000 Mitglieder, worunter 35 Professen der vier Gelübde, und 100 Niederlassungen in 12 „Provinzen". Loyolas Nachfolger im Generalat war einer seiner ersten Schüler, der Spanier Jayme Laynez, welcher von 1556 bis 1565 befehligte und dem der Orden hoch verpflichtet ist. Er hatte zum Nachfolger abermals einen Spanier, und zwar einen spanischen Granden, den Duque Francisco de Borja (ital. Borgia), einen Urenkel Alexanders VI.; denn er war ein Enkel jenes Duca Juan di Gardia, welcher der älteste Sohn des genannten Papstes (Rodrigo Borja) gewesen und auf Anstiften seines Bruders Cesare Borgia in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 ermordet und in den Tiber geworfen worden war. Diesem dritten General (1565 bis 1572) folgte als vierter Ewerard Mercurian (1572 bis 1581), von Herkunft gleichfalls ein Spanier, wie es scheint. Der

fünfte General, Claudio Aquaviva (1581 bis 1615), ein Neapolitaner aus dem herzoglichen Hause Atri, war einer der bedeutendsten von allen, welche das Generalatsregister der Compagnie aufzuweisen hat. Verfolgt man dasselbe weiter und bis zum Jahre 1730 herab, so begegnet man diesen Namen: Muzio Vitelleschi (1616 bis 1645), Vincenti Caraffa (1646 bis 1649), Francesco Piccolomini (1649 bis 1652), Alessandro Gottofridi (1652 bis 1662), Goswin Nickel (1662 bis 1664, ein weißer Rabe sozusagen, d. h. der einzige Deutsche unter allen diesen Spaniern und Italienern), Giovanni Paolo Oliva (1664 bis 1682), Karl van Noyelle (1682 bis 1697, ein Belgier), Thyrsis Gonzalez (1697 bis 1706) und Angelo Tamburini (1706 bis 1730).

Die Mehrzahl dieser Generale zählte keineswegs zu den Nummer-Eins-Männern; verschiedene darunter waren sogar notorische Nullen. Allein der Organismus des Ordens war schon so kräftig und innerlich wie nach außen so gefestigt, daß auch unbedeutende Oberhäupter seinen Fortschritt nicht hemmen konnten, sondern fördern mußten. Der Ausbau der Verfassung ging stetig und gedeihlich weiter, und der Marsch der Compagnie gestaltete sich mehr und mehr zu einem Siegesmarsch.

Unmittelbar nach seiner Gründung hatte der Orden sein Bekehrungsgeschäft im großen Stil eröffnet und

seine Missionsthätigkeit nach zwei Richtungen hin begonnen. Außerhalb Europas wider die „Heiden“, innerhalb unseres Erdteils wider die „Ketzer“. Der neben Loyola hervorragendste Mann der Gesellschaft, Francisco Xaverio, welchem sogar aus protestantischem Munde das Lob eines „unaussprechlichen und heiligen Eifers“ zu teil geworden, machte sich schon im Jahre 1542 nach Ostasien auf, um in den portugiesischen Kolonien von Indien und dann in Japan das Christentum zu predigen — mit da und dort glänzendem, aber nirgends dauerhaftem Erfolg. Denn dieser Missionär war zu hoch gesinnt, um sich zu diplomatischen Anbequemungskünsten herabzulassen, wie sie jesuitische Nachfolger auf seinen Pfaden dem Brahminismus, dem Buddhismus und dem Konfucismus gegenüber ohne Skrupel geübt haben, mit freilich auch nur dauerlosem Glück. So der Pater Ricci in China und der Pater Nobili in Indien. Rechnet man alles zusammen, was die Jesuiten in ihrer auf die Bekenner des Brahminismus, Buddhismus und Mohammedanismus abzielenden Bekehrungsarbeit gewonnen haben, so ist das Ergebnis eigentlich ein recht unbedeutendes, wie man ja von der christlichen Mission unter den Gläubigen der genannten Religionen überhaupt und bis zum heutigen Tage herab sagen kann: „Viel Geschrei und wenig Wolle.“

Ganz andere, nicht nur unverhältnismäßig weit größere, sondern auch wirklich dauerhafte Triumphe

erfocht die Compagnie Jesu in Europa mittels ihrer Feldzüge wider die „Ketzerei".

Zunächst in Italien, wo alle über die Alpen herübergeflogenen Funken reformatorischen Geistes durch die unerbittlich aufstampfenden Füße der Jesuiten und Jesuitengenossen ausgetreten wurden, und unter dem Oberkommando des Generals Laynez namentlich im Jahre 1561 der brennende Rechtgläubigkeitseifer gegen die Sekte der Waldenser im Norden und im Süden der Halbinsel mörderisch sich ausließ. Etliche Tausende von „Ketzern" und „Ketzerinnen" sind bei Gelegenheit dieser „Rettung der Religion" in Kalabrien und in den Alpenthälern von Piemont dem Moloch des „alleinseligmachenden" Glaubens geopfert worden. An allen italienischen Höfen, nur den von Florenz ausgenommen, hatten die Jesuiten bald einen großen und einen herrschenden Einfluß, und wenn mitunter ein italischer Staat, wie z. B. die Republik Venedig, gegen die loyolaitische Umstrickung mehr oder minder heftig sich sträubte, so wußte die Politik vom „Al Gesù" dieses Sträuben doch immer zu einem bald wieder aufgegebenen zu machen.

Die Jesuiten bedienten sich schon dazumal des Kunstgriffes, dessen sie sich später so häufig bedienten und noch heute bedienen: sie machten den Machthabern bange. Dazumal mit der Reformation, wie nachmals mit der Revolution. Sie wußten die Inhaber von

Thronen und Thrönlein, wie von Minister-, Bürgermeister- und Rätesesseln zu überreden, daß für Möbel dieser und jener Art nur die Altäre der alleinseligmachenden Kirche und ganz vorzugsweise die von ihnen, den Mitgliedern der Compagnie Jesu, bedienten Altäre zuverlässige Stützen und Rückhalte abgäben. Sie wußten es den herrschenden Klassen einleuchtend zu machen, daß der höllische Wechselbalg, welchen der Teufel mit der Apostasie gezeugt, die sogenannte Reformation, notwendig die politische Revolution gebären würde. Weil Rebellen gegen das Papsttum, müßten die Ketzer schlechterdings auch Rebellen gegen das Königtum sein und wie die kirchliche, so auch alle und jede staatliche Autorität verwerfen. Das predigten die Jesuiten, und damit fanden sie Glauben zur selbigen Zeit, wo das Luthertum im Servilismus schon sich selber zu überbieten und zu übertreffen suchte und mußte, und wo der Calvinismus in Genf ein bis zum Aberwitz despotisches Regiment führte!

Spanisch von Herkunft und superlativisch spanisch seiner ganzen Natur nach, mußte der Jesuitismus den Weg in sein Heimatland für einen gewiesenen und geebneten halten. Aber er fand denselben wider Erwarten sehr holperig und vielfach versperrt. Die lieben Mitbrüder in Christo thaten alles mögliche, um die gefürchteten loyolaitischen Konkurrenten vom spanischen Boden fern zu halten. Der erste Hierarch des Landes,

der Kardinal-Erzbischof von Toledo, wollte nicht nur nichts von den Jesuiten wissen, sondern untersagte auch seinem Klerus jede Verbindung mit denselben. Es ging ein Geschrei um in den spanischen Klöstern: „Was, dieser Iñigo de Recalde will sich als Ordensstifter aufthun? Er, von dem kein Mensch zu sagen weiß, daß er auch nur das kleinste Wunder verrichtet hätte, während unsere Ordensstifter, der heilige Franziskus und der heilige Dominikus, die allergrößten nur so aus den Aermeln schüttelten. Weg mit ihm! Anathema sit.“ (Die Jesuiten merkten sich das und sorgten dafür, daß ihr Stifter das, was er bei Lebzeiten versäumt hatte, nach seinem Tode als „heiliger Leib“ ausgiebig nachholte.) Schlimm war fernerweit, daß auch König Carlos I. (Kaiser Karl V.) seiner Rechtgläubigkeit ungeachtet die Compagnie Jesu scheel und mißtrauisch ansah, weil ihre unbedingte Abhängigkeit vom Papste, mit welchem er ja nicht selten in politische Händel und Fehden geriet, ihm höchst bedenklich vorkam. Sogar sein Sohn und Nachfolger Philipp II., der Erzfanatiker, hegte anfänglich starke Bedenken gegen die Jesuiten. Aber diese verstanden es, mittels Klugheit, List, Geduld und Beharrlichkeit allen diesen Hindernissen obzusiegen. Der Anfang ihrer Eroberung Spaniens datiert vom Eintritt des Vizekönigs von Katalonien, Francisco Borja, Duque de Gardia, in den Orden (1548), welcher, wie schon gemeldet,

diesen Urenkel des verrufensten aller Päpste aus Dankbarkeit später zu seinem dritten General erhob. Das Beispiel dieses spanischen Granden wirkte zu gunsten der Jesuiten mächtig auf seine Landsleute aller Klassen, insbesondere der untersten und der obersten. Die mönchesüchtigen Spanier konnten ihrer Lieblinge gar nicht genug haben und nahmen also den neuen Orden mit Begeisterung auf. Die Kirchen erwiesen sich bald als zu klein, um die Scharen der Hörer und Hörerinnen zu fassen, welche sich um die Kanzeln der loyolaitischen Prediger drängten. Schon im Jahre 1548 vermochten die Jesuiten in Salamanca, der ersten Universität Spaniens, ein Kollegium zu erbauen. Zur gleichen Zeit faßten sie auch in Alcala Fuß, und von den beiden Hochschulstädten aus verschlängelten sie sich rasch über das ganze Land. Und wie hier, so wußten sie sich auch in den spanischen Niederlanden aus dem Verhältnis des offiziösen Geduldetseins binnen wenigen Jahren in das des offiziellen Anerkanntseins emporzuarbeiten. Ihr Sturmbock und Breschestoßer war hier jener Lefèvre, welchen wir als den ersten Schüler des „Gründers“ kennen lernten. Auf Zureden des Duque de Feria, der einen Bruder im Orden hatte, bewilligte Philipp II. den Jesuiten die Ansiedelung in den niederländischen Provinzen (1556), und die Gunst der Statthalterin Margareta von Parma, welche einen von der Compagnie zum Beichtvater genommen,

ermöglichte ihnen die Gründung von Kollegien in Löwen und Antwerpen (1562).

In Portugal brauchten sie sich nur zu zeigen, um zu siegen, nachdem ihnen der portugiesische Schüler Loyolas, Simone Rodriguez, den Weg gebahnt hatte. König Jao III. machte sich zu ihrem unterthänigen Diener, baute ihnen ein Profeßhaus in Lissabon, sowie ein großes und prächtiges Kollegium in Coimbra und anvertraute ihnen seinen Thronerben Don Sebastian zur Erziehung. Diese war der Art, daß der Infant, nachdem er König geworden, nichts Gescheiteres zu thun wußte, als zur Bekehrung der Ungläubigen einen hirntollen Kreuzzug nach Nordafrika zu unternehmen (1578), welcher ihm auf der Ebene von Alcassar Heer, Krone und Leben, sowie seinem Lande für länger als ein Halbjahrhundert die Selbständigkeit kostete, indem Portugal infolge jener Katastrophe eine leichte Beute der Ländergier Philipps II. wurde. Als Staatskünstler demnach hatten sich am Ufer des Tajo die Jesuiten nicht bewährt. Allein dieses Fiasko verschlug ihnen wenig. Ob der König von Portugal Don Sebastian oder Don Philipp hieß, sie regierten die Portugiesen und, was noch wichtiger war, die Portugiesinnen.

Frankreich wurde auf die loyolaitische Invasion vorbereitet unter der Regierung Heinichs II., eines wilden Ketzerfeindes, durch den Bischof von Clermont,

Du Prat, und dann zubereitet durch den Kardinal von Lothringen, Charles de Guise, welcher in Rom mit dem „Gründer" bekannt und von diesem für die Zwecke des Ordens gewonnen worden war. Im Jahre 1550 marschierte die Compagnie in Frankreich ein und schlug ihre Quartiere in einem Profeßhause und in einem Kollegium auf, deren Erbauung der König gestattet hatte. Aber der Jesuitismus hatte noch jahrelang auf französischem Boden scharf zu ringen, bis ihm die Niederdrückung des Widerstandes, den er fand, gelingen wollte. Dieser Widerstand ging von einem nicht kleinen Teil der Prälatur und von einem sehr großen der Welt- und Klosterklerisei aus, wurde aber am thatkräftigsten geleistet durch das Parlament und durch die Universität („Sorbonne") von Paris. Jenes verweigerte wiederholt die „Einregistrierung" der königlichen Ordonnanz, kraft welcher die Jesuiten in Frankreich zugelassen waren, und die gab 1554 das feierliche Verdikt ab, die Gesellschaft Jesu „sei dazu gemacht, den Glauben zu gefährden, wie nicht minder den Staat, auch den Frieden in der Kirche zu stören und überhaupt mehr zum Zerstören als zum Schaffen". Allein die Jünger Loyolas dachten: „gutta cavat lapidem" und tröpfelten so lange ihre diplomatischen Ränke und Schwänke auf den Stein des Anstoßes, den sie in Frankreich gefunden, bis derselbe glücklich durchhöhlt war. Schon im Jahre 1561 war es dem-

zufolge der großen Mehrheit des oberen und unteren französischen Klerus zum vollen Bewußtsein gebracht, daß man zur Abwehr der protestantischen „Ketzerei“ des Beistandes der Compagnie Jesu nicht zu entbehren vermöge, und jetzt hatten die Loyolaiten gewonnenes Spiel. Sie ließen sich die ihnen anfänglich noch auferlegten Bedingungen und Beschränkungen gefallen, wohl wissend, daß das nur Wind und Worte, und richteten ihr Absehen vorzugsweise darauf, der Erziehung und der Gewissensleitung der vornehmen Gesellschaftskreise sich zu bemächtigen. Sobald ihnen das gelungen wäre, kalkulierten sie ganz richtig, würden sie die „Société“, Hof und Stadt, „Tout Paris“ beherrschen und folglich Frankreich. Ihre Rechnung war gut und bestand die Probe.

Noch mehr in die Augen fallende und rascher gepflückte Siegesfrüchte brachte der Compagnie Jesu ihr Einmarsch in Deutschland. Dieses galt ja dem General für die wichtigste Kampfstätte, und er hatte von Anfang an sein Augenmerk darauf gerichtet. In Anwendung des häufig von ihm gebrauchten Bescheidenheitsstiles schrieb Loyola im Juli 1553 an seine Soldaten: „Unsere Compagnie muß nach der Maßgabe unserer schwachen Kräfte mit ganz besonderem Eifer Deutschland zur Hilfe eilen, welches ja durch die Pestilenz der Ketzerei der größten Gefahr ausgesetzt ist.“ Aber schon dreizehn Jahre zuvor war der Vortrab

der jesuitischen Heerschar auf deutschem Boden erschienen, drei Mann hoch, in den Personen von Pierre Lefèvre, welcher sich in Deutschland Peter Faber nannte, Claude Le Jay und Nicolao Bobadilla. Sie wußten als Kanzelredner und Streittheologen, sowie durch die Strenge ihres Wandels und ihre Mühwaltungen für Arme und Kranke Ansehen und Anhang zu gewinnen. Den Lefèvre sandte ein Befehl des Generals bald aus Deutschland nach Spanien, Le Jay dagegen machte in Bayern, Bobadilla in Oesterreich für die Compagnie Quartier. Die Wittelsbacher und die Habsburger waren ja ganz die Leute, wie der Jesuitismus sie brauchte. Bei denen konnte man sich mit Erfolg als Retter von Altar und Thron aufspielen. Der Herzog Wilhelm IV. von Bayern übergab schon 1549 die theologischen Lehrstühle der Hochschule Ingolstadt den Loyolaiten; sein Nachfolger Albrecht V., ein noch heftigerer Ketzerbekehrer, baute den lieben Vätern 1557 ein Kollegium in genannter Stadt und 1559 ein zweites in München. Sie arbeiteten aber auch wacker „ad majorem dei gloriam“: seit 1558 war unter ihrer Leitung die ketzerzerquetschende Maschine der Inquisition in Thätigkeit. Der Protestantismus im Herzogtum Bayern pfiff bald auf dem letzten Loche oder er pfiff vielmehr gar nicht mehr. In Oesterreich haperte es anfangs mit der Jesuiterei. Kaiser Karl V. stand ihr

entgegen aus schon berührten Gründen, dann auch insonderheit noch darum, weil ihn die Jesuiten in Deutschland seine diplomatischen Zirkel, d. h. seinen Versuch, mittels des sogenannten „Interim", welches „den Schalk hatte hinter ihm", den kirchlichen Frieden im Reiche herzustellen, zu stören nicht anstanden. Aber bei des Kaisers Bruder, dem römischen König Ferdinand, fanden die „Jesuiter", wie ihre Freunde, oder die „Jesuwider", wie ihre Feinde in Deutschland sie nannten, bereitwilliges Gehör und gastliche Aufnahme. Schon 1551 führte dieser Habsburger die Compagnie förmlich in die österreichischen Erblande ein, indem er ihr ein leeres Dominikanerkloster in Wien als Sitz anwies. Das war die erste loyolaitische Pflanzstätte auf deutscher Erde. Der Pater Le Jay wurde als Rektor des Wiener Kollegiums berufen und nach seinem bald erfolgten Tode auf diesem Posten abgelöst durch einen der berühmtesten Offiziere der Heerschar Jesu, durch den 1520 zu Nymwegen geborenen Peter de Hondt, auch Canis (Hund), gewöhnlich aber Canisius geheißen. Auch dieser bedeutende Mann war durch die ignatianischen „Exerzitien" für den Orden gedrillt worden, durch dieselben „geistlichen Uranlagen", allworüber dazumal in protestantischen Kreisen so absonderliche Meinungen umgingen, wie im Mittelalter über die Mysterien der Templer umgegangen waren und später in katholischen und protestantischen Kreisen

über die Heimlichkeiten der Freimaurer umgingen. Wenn man da hinhörte, erfuhr man, daß die Exerzitien eigentlich eine Schulung in höllischen Zauberkünsten seien. Ein calvinischer Prädikant donnerte von der Kanzel herab, daß „die Jesuiter gar viele zu sonderlichen Uebungen verführen, so sie Exerzitien nennen“, und versicherte, zu wissen, daß „da die Opfer mit Dampf und anderen Mitteln berauscht werden, wo sie dann den Teufel leibhaftig zu sehen vermeinen, auch gleich den Ochsen brüllen, Christo abschwören und dem Teufel dienen müssen“.

Canisius hat es um die Compagnie wohl verdient, daß er bei seinen Lebzeiten zum ersten Provinzial der neugeschaffenen Ordensprovinz Oberdeutschland und Oesterreich ernannt und nach seinem Tode zum Heiligen befördert wurde. Der klugen, geschickten und ausdauernden Thätigkeit dieses Mannes in Wort und Schrift — er stellte dem berühmten lutherischen deutschen Katechismus den ebenso berühmten canisischen deutschen entgegen (1575) — hat der römische Stuhl vornehmlich die gewaltigen Erfolge zu danken, welche in deutschen Landen die alte Kirche über die neue davontrug. Dabei ist freilich anzumerken, daß der jesuitischen Arbeit an der Neubefestigung des Katholizismus in Deutschland wie anderwärts günstige Zeitumstände zur Hilfe kamen. So dieser, daß die Jesuiten die wenig verhüllte Leitung des am Ausgang

des Jahres 1545 zu Trient eröffneten Konzils sich zu verschaffen wußten, die Inspirierung jener Kirchenversammlung, deren Beschlüsse die katholische Gegenreformation zum Abschluß brachten. So der weitere Umstand, daß das Haus Habsburg unentweglich katholisch blieb, sich unerschütterlich auf den Boden des „Tridentinum" stellte und sowohl in seinem deutschen als auch, und noch viel mehr, in seinem spanischen Zweige seine ganze Macht einsetzte, um den Protestantismus niederzuwerfen oder wenigstens zurückzudämmen und einzugrenzen. Endlich, daß in diesem Bestreben mit den Habsburgern ihre bittersten Feinde, die Valois und Bourbons, wetteiferten, und daß die fanatisch katholischen Wasa auf den Thron von Polen gelangten.

Es ist unthunlich und überflüssig die örtlichen und moralischen Eroberungen, welche die Compagnie Jesu im Deutschen Reiche machte, hier einzeln aufzuzählen. Es genügt ja, übersichtlich anzugeben, daß die „Jesuiter", bevor das 16. Jahrhundert herum, von ihren drei Hauptquartieren in Deutschland, von Wien, Ingolstadt und Köln aus an alle bischöflichen Pfalzen und an alle katholischen Höfe und Hochschulen vordrangen; sie wußten es den katholischen Deutschen mundgerecht zu machen, daß der Jesuitismus der alleinrichtige und folglich alleinseligmachende Katholizismus sei. Goldene Zeiten vollends brachen für die Com-

pagnie an, nachdem der Erzherzog Ferdinand von der Steiermark, welcher zu Loretto der Muttergottes als seiner „Generalissima“ sich zugeschworen hatte, Kaiser Ferdinand II. geworden war. Dieser würdige Bluts- und Wahlverwandte seines Vetters von Spanien, Philipps II., überhäufte die Jesuiten so sehr mit Begabungen und mit Zuwendungen aller Art so maßlos, daß den frommen Vätern mitunter vor der Freigebigkeit des kaiserlichen Fanatikers förmlich bange wurde, weil sie besorgten, der Neid der anderen Orden müßte dadurch doch allzusehr gegen sie aufgereizt werden. Freilich hielten solche Bangigkeiten nie lange vor, und die Loyolaiten wurden nie müde, heischende Hände auszustrecken.

Wenn die Compagnie Jesu im Jahre 1617, also 77 Jahre nach ihrer Aufrichtung, das bislang Erreichte überschlug, hatte sie guten Grund, damit zufrieden zu sein. Besaß sie doch dazumal in 32 Ordensprovinzen 23 Profeßhäuser, 41 Prüfungshäuser, 123 Residenzen, 372 Kollegien und 13 112 Mitglieder. Schon 9 Jahre später war die Zahl ihrer Provinzen auf 39, die der Profeßhäuser auf 25, die der Missionsstationen auf 63, die der Seminarien auf 136, die der Kollegien auf 467, die der Residenzen und sonstigen Häuser auf 778, die der Mitglieder auf 15 493 gestiegen. Die größte Ausdehnung und den weitesten Machtbesitz erreichte die Compagnie gerade zur Zeit,

als in der Person Friedrichs II. von Preußen die „Aufklärung“ einen Königsthron bestiegen hatte. Denn der Orden zählte im letzten Jahrzehnt der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 22 589 Mitglieder, wovon 11 293 Priester waren, in 39 Provinzen, 24 Profeßhäusern, 61 Novizenhäusern, 176 Seminarien, 273 Missionen, 335 Residenzen und 669 Kollegien. Das Vermögen der Gesellschaft war kolossal, ihr Einfluß in der katholischen Welt gebietend, in der protestantischen sehr spürbar, ihr Stolz zügellos. Aber es steht geschrieben: „Hochmut kommt vor dem Fall.“

7.

Allwie die Compagnie Politik machte und Krieg führte.

Es muß ein ganz thörichtes Beginnen genannt werden, wenn man der Politik und der Kriegsführung des Jesuitenordens den weißen Mantel der Unschuld umhängen will. Die Compagnie nimmt sich darin schlecht aus, ja geradezu so lächerlich, wie sich etwa ein Fra Diavolo ausnehmen würde, so man selbigen in ein Nonnenhabit steckte. Der Jesuitismus hatte der „Ketzerei" den Krieg erklärt, den Krieg bis aufs Messer, und er handelte demnach nur folgerichtig, wenn er denselben auch wirklich „bis aufs Messer" führte. „On ne peut pas faire une omelette sans casser des œufs", soll irgend ein Revolutionsmann gesagt haben. Die Jesuiten sagten weniger profan: „Omnia ad majorem dei gloriam" und bedachten sich gar nicht, Eier in Menge zu zerschlagen, wo es galt, zur Ehre Gottes einen recht saftig orthodoxen Pfannkuchen zu backen. Dazu muß aber angemerkt werden, daß viele von den Ränken und Schwänken, welche die Loyolaiten auf der Szene oder mehr noch hinter den Kulissen des Welttheaters während der letzten drei Jahrhunderte

gespielt haben sollen, zu jenen Fabeln gehören, an welche zu glauben nur noch der Ignoranz unserer Feuilletonsfexe erlaubt ist. Auch nach Abzug solcher Phantasien bleibt von jesuitischen Machenschaften immerhin noch genug übrig, um das Urteil zu begründen, daß der Loyolaismus gar häufig nicht nur einen, sondern alle zehn Finger in der Geschichte der Neuzeit — diese von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an gerechnet — gehabt habe.

Die Compagnie hat sich, wie jedem bekannt, eine staatsrechtliche Doktrin zurechtgemacht, welche, wenn der Ausdruck gestattet ist, in den theokratischen Wein eine starke Dosis demokratischen Wassers goß. Zur Basis ihrer Ansicht vom Staat nahmen die loyolaitischen Politiker den An- und Ausspruch der großen Päpste des Mittelalters, daß der Stuhl Petri hoch über allen Thronen der Welt stände, und daß demnach von göttlichen Rechtes und Willens wegen weltliche Herrscher ihre Berechtigung nur aus der Belehnung von seiten des jeweiligen Statthalters Christi ableiten könnten. Allein die Schroffheit dieses theokratischen Feudalismus fand eine höchst bedeutsame Milderung durch die jesuitische Lehre von der Volkssouveränität. Es mag freilich die Unwissenheit noch heutzutage nicht wenig überraschen, zu vernehmen, daß die Theorie der modernen Volkssouveränität von der Gesellschaft Jesu ausgegangen; aber es ist doch so. Die königliche und

überhaupt die staatliche Gewalt wurde vom Volke hergeleitet und die Schlußfolgerungen aus dieser Voraussetzung bis zur äußersten Schärfe zugespitzt. Im Hintergrunde stand freilich immer der Gedanke, daß die priesterliche Würde und Gewalt, als unmittelbar aus Gott erflossen, der von Menschen herrührenden fürstlichen unendlich überlegen sei.

Laynez, der zweite General der Compagnie, hat auf dem Trienter Konzil diese Ideen von Kirche und Staat kühn und eindringlich dargelegt und behauptet. Seine Aufstellungen sind dann durch Bellarmin in dem berühmten Traktat „De potestate romani pontificis in rebus temporalibus“ (1610) systematisiert worden. Die Essenz seiner Ausführungen war, daß der Staat auf einem von Gott gegebenen Naturgesetze beruhe, welches die Menschen antreibe, eine Obrigkeit zu erwählen und derselben zu gehorchen. Die Gewalt im Staate könne daher keinem einzelnen, sondern nur dem ganzen Volke zustehen, welches je nach seiner Neigung dieselbe einem oder auch mehreren übertrage. Immer vorbehältlich des Rechtes, diese Uebertragung zurückzunehmen und anderweitig zu verleihen. Hieraus folgt, daß die Fürsten und die weltlichen Obrigkeiten insgesamt ihre Vollmachten nur kraft des Volkswillens und der Volkswahl besitzen, und daß diese Vollmachten unter Umständen durch den Vollmachtgeber, das Volk, für verwirkt erklärt werden können. Aber — nun

legt die Theokratie wiederum der Demokratie den Zügel an — aber die Wahl des Fürsten durch das Volk wird erst perfekt und vollgültig, wenn ihr der Papst seine Sanktion erteilt, wie denn auch ein schlechter Fürst nicht allein durch das Volk abberufen, sondern auch gegebenen Falles durch den Statthalter Christi abgesetzt werden kann.

Schon vor dem Erscheinen von Bellarmins Traktat hatte der spanische Jesuit Mariana diese Einschränkung des demokratischen Prinzips durch das theokratische rundweg verneint. Juan Mariana (1537—1623), um des mannhaften Freimutes willen, womit er seine „Historia general de España" verfaßte, der spanische Tacitus genannt, war eine merkwürdige Erscheinung, einer der bedeutendsten Gelehrten und zugleich einer der geisteshellsten und freimütigsten Menschen seiner Zeit. Seine Persönlichkeit wie seine Schriftstellerei würden kaum verraten lassen, daß er am Hofe Philipps II. der Erzieher des nachmaligen dritten Philipps gewesen ist, und es muß seltsam erscheinen, daß seine berühmten drei Bücher vom König und von des Königs Erziehung (de rege et regis institutione libri III, 1599) mit Billigung der spanischen Regierung wie der Compagnie — kein Jesuit durfte eine Schrift veröffentlichen ohne „Approbation der Oberen" — gedruckt werden konnten. Marianas im ersten Teil seines Werkes vorgetragene Staatslehre ist eine Vor-

wegnahme von Rousseaus „Contrat social". Aus der unerträglichen Anarchie des Naturzustandes retteten sich die Menschen mittels der Begründung staatlicher Ordnung, welche Begründung mittels der Erwählung eines Oberhauptes, eines Vordersten, Fürsten, Königs, vor sich ging. Das rechte Königtum, dessen Machtübung durch Gesetze geregelt und durch den Beirat der Besten eingegrenzt ist, muß als die verhältnismäßig trefflichste Staatsform anerkannt werden, weil sie am meisten Stetigkeit verspricht. Das Bild, welches Mariana von seinem Königsideal entwirft, zeigt ihn als überzeugten Monarchisten, aber auch als einen warmherzigen und weisen Volksfreund. Die Souveränität des Volkes ist ihm eine erwiesene und unanfechtbare Thatsache: 1) weil das Königtum lediglich aus der Volkswahl entsprang; 2) weil das Volk mächtiger ist und bleibt als der König; 3) weil es naturrechtlich, naturnotwendig eine Schranke gegen die Ausartung des Königtums in Tyrannei geben muß. Aus dieser theoretischen Promisse zog der spanische Jesuit die kühnsten praktischen Konsequenzen: das Recht der Revolution für die Völker, das Recht des Tyrannenmordes für den Menschen. Denn es gibt ja leider nicht nur rechte Könige, sondern auch schlechte. Das sind die Gefährder des Staates, die Volkspeiniger, die Tyrannen. Gegen diese darf sich das Volk empören, sie absetzen und, wenn nötig, auch

abthun. Mariana stellt als eine Notwendigkeit, als ein „Recht“ hin, die Tyrannei mittels Gesetzen und mittels Waffen zu vernichten („qui non confiteatur, tyrannidem excutere fas fore, legibus et armis“), und er sagt ausdrücklich, daß, falls eine Volkserhebung aus diesem oder jenem Grunde unmöglich, jeder einzelne Mensch berechtigt sei, den gemeinsamen Feind aller so oder so zu töten. Mit allen Waffen ist Jagd zu machen auf den Tyrannen als auf ein grausames Ungeheuer („omnium telis exagitandum statuas quasi crudele monstrum telis incubans“). Es ist in diesen marianischen Sätzen ein Geist und ein Ton, welche nicht verfehlen können, uns anzumuten wie eine Vorwegnahme jener herrlichen Stelle der Rütliszene in Schillers Tell, welche anhebt:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!“

Am Schlusse seines merkwürdigen Buches läßt freilich der Verteidiger des Rechtes der Empörung, der Verherrlicher des Tyrannenmordes den Jesuiten deutlich genug sehen, d. h. den römisch-katholischen Priester, welchem denn doch die „Alleinseligmachende“ wie über alles und jedes, so auch über die Volkssouveränität ging. Ihm zufolge haben nämlich der Frieden und die Ordnung im Staate zur unerläßlichen Voraussetzung die Einheit im Glauben. Die Störung der Glaubenseinheit müsse notwendig unzählige Uebel herbeiführen. Darum sei die Obrigkeit ver-

pflichtet, über die religiöse Gleichförmigkeit der Unterthanen mit Strenge zu wachen und jeden Versuch, die Glaubenseinheit zu gefährden, unbedingt zu unterdrücken.

Daß sich hieraus Waffen schmieden ließen, welche gegen die Reformation und die Protestanten, insonderheit gegen die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten gekehrt werden sollten, ist einleuchtend. Noch deutlicher als Mariana hatte in dieser Richtung schon etliche Jahre vor dem Bekanntwerden des Buches „De rege" eine jesuitische Veröffentlichung sich ausgedrückt, welche unter dem Titel „De justa reipublicae cristianae in reges impios et haereticos auctoritate" im Jahre 1592 erschienen war, ebenfalls mit „Approbation der Oberen", wie des Königs von Spanien. Auch darin ist die Souveränität des Volkes anerkannt und die Machtvollkommenheit desselben über die fürstliche gestellt, weil jene unmittelbar von Gott ausgehe, diese dagegen nur mittelbar, d. h. durch Uebertragung von seiten des Volkes. Daraus folge, daß gegen „schlechte" Fürsten die Völker sich empören oder derselben sonstwie sich entledigen dürfen. Ihre eigentliche Spitze wendet diese Doktrin natürlich gegen die „ketzerischen" Fürsten; denn diese sind von vornherein und unbedingt „schlecht", sind „Bösewichte" und „Tyrannen", mit welchen man um jeden Preis und mit allen Mitteln abfahren und ein Ende machen muß.

Die politische Theorie der Compagnie Jesu läßt

sich demzufolge in die knappe Formel bringen: Päpstliche Oberherrlichkeit über alle Staaten — Volkssouveränität unter Voraussetzung und Anerkennung der päpstlichen Universalmonarchie — Recht der Revolution gegen schlechte, vorzugsweise gegen „ketzerische" Obrigkeiten und Zulässigkeit des Tyrannenmordes.

Für jeden dieser Sätze kann neben und nach den bereits namhaft gemachten jesuitischen „Autoritäten" noch eine ganze Reihe von solchen angeführt werden: Molina, Salmeron, Escobar, Valentia, Suarez, Busenbaum, Gretser und andere.

Und der jesuitischen Theorie hat die jesuitische Praxis entsprochen. Ableugnungen, Beschönigungen und Bemäntelungen sind den geschichtlichen Thatsachen gegenüber ganz unmächtig. Die Praxis ist sogar der Theorie voraufgegangen, und jene war nur eine Abschattung von dieser. Das wird schlagend erwiesen durch den offenbaren Einfluß, welchen die Machenschaften der „Heiligen Ligue" zur Zeit Karls IX. und Heinrichs III. in Frankreich auf die Ausbildung der jesuitischen Staatslehre geübt haben.

Kein Mann von Wissen und Gewissen wird bestreiten können oder wollen, daß Geist und Wille der Compagnie Jesu in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts die Politik der Höfe von Rom, Madrid, Wien, München und Krakau bedingt und bestimmt haben. Und ebensowenig, daß im

besonderen der Jesuitismus es gewesen, welcher die Sturmglocken der Bartholomäusnacht (1572) zog, nachdem er die Mordwaffen zu dieser furchtbaren Schlächterei geschliffen hatte, wie er ja auch den Bau der Pariser Barrikaden am 12. Mai 1588 leitete und dem Dominikanermönch Clement das Messer in die Hand drückte, welches am 31. Juli 1589 Heinrich III. meuchlerisch mordete. Papst Sixtus V. lobpsalmierte den Mörder in offenem Konsistorium, und Mariana rief in seinem citierten Buche „Vom König" frohlockend aus: „Clement, eine ewige Zierde Galliens, hat sich durch den Mord des Königs einen unermeßlich großen Namen gemacht." Daß die von Barrière und Chastel gegen Heinrich IV. unternommenen und fehlgegangenen Attentate auf jesuitische Eingebungen zurückzuführen waren, untersteht keinem Zweifel, und daß Ravaillac, welcher am 14. Mai 1610 in der Rue de la Ferronnerie den mörderischen Dolchstoß auf den König führte, durch die jesuitische Lehre von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes fanatisiert war, auch vor der That sein Vorhaben einem Jesuitenpater in der Beichte mitgeteilt hatte, ist erwiesen. Der liederliche Bourbon war also umsonst zum Renegaten geworden, hatte umsonst mit den Jesuiten geliebäugelt und die Compagnie hoch begünstigt. Dem Könige, welcher den Reformierten einen Freibrief, das Edikt von Nantes, ausgestellt hatte, kraft dessen die „Ketzer" nicht nur

freie Religionsübung, sondern auch das volle Staatsbürgerrecht, ja sogar eigene Festungen besaßen, dem durfte und konnte im „Al Gesù“ nicht verziehen werden.

Sechsundzwanzig Jahre vor dem von Ravaillac geführten Mordstoße hatte zu Delft in Holland der Burgunder Gérard einen Mordschuß losgefeuert, welcher als Widerhall gar manches „Te deum laudamus“ in der katholischen Welt wachrief. Denn dieser Schuß hatte ja einen der gefährlichsten „Ketzer“, Wilhelm von Oranien, niedergestreckt. Der Prinz war keineswegs der makellose Held und Märtyrer, als welchen konfessionelle Parteiborniertheit ihn hinzustellen liebte und liebt, so wenig wie der Held von Goethes Tragödie der geschichtliche Egmont gewesen ist. Es wäre überhaupt ein grober Irrtum, anzunehmen, der Abfall der Niederlande von Spanien im 16. Jahrhundert sei nur durch idealische, durch nationale oder vorzugsweise durch religiöse Motive bewirkt worden. Im Gegenteil, es spielten dabei sehr gemeine Beweggründe mit. In erster Linie dieser, daß der niederländische Adel, durch unsinnigen Aufwand großenteils ruiniert, den Spaniern die Ausbeutung des Landes mißgönnte und dieselbe lieber selber besorgen wollte. Von dem Oranier zu glauben, daß er durch religiöse Begeisterung zur Rebellion gegen Philipp II. getrieben worden sei, ist schon darum unstatthaft, weil der Prinz erst im Verlaufe der Rebellion zum Calvinismus übertrat. Er

war früher gar nicht der Mann, sich um religiöse Dinge irgendwie zu kümmern. Ihn trieben zur Empörung der Mißmut über die spanische Wirtschaft in den Niederlanden und, wohl noch heftiger, sein Ehrgeiz und die ungeheuere Schuldenlast, welche er mittels maßloser Verschwendung angehäuft hatte. Er fühlte sich berufen und hatte auch fraglos das Zeug dazu, die Niederlande zu regieren. Damit er das könne, mußte die Herrschaft Philipps II. abgeschüttelt, mußten die Spanier ausgetrieben und die Niederländer vom Katholizismus zum Protestantismus herübergeführt werden. Mit bewunderungswertem Talent als Parteiführer, Staatsmann und Feldherr hat der Prinz diesen Plan der Verwirklichung, wenigstens teilweise, entgegengeführt und die Gründung der niederländischen Republik vorbereitet. In ihm war der Politik des Jesuitismus ein Gegner erstanden, welcher es in Feinheit und Energie, in Findigkeit und Beharrlichkeit mit ihr aufnehmen konnte. Wie nur je von einem Menschen durfte von Wilhelm dem Schweigsamen gesagt werden, daß er „gewachsen mit seinen größeren Zwecken“. Seine Stellung und Bedeutung wurde am besten gekennzeichnet durch die Wildheit des Hasses, welchen seine Feinde ihm trugen, voran Philipp II. und dessen Statthalter in Brüssel, Alessandro Farnese von Parma. Der König von Spanien erklärte den großen Führer der niederländischen Empörung als ge-

ächtet und vogelfrei und setzte auf dessen Kopf einen Preis von 25000 Kronen. Zur Antwort hierauf sagten die unter Führung des Geächteten konföderierten Nordprovinzen der Niederlande dem spanischen Könige förmlich den Gehorsam auf und proklamierten sich als frei und unabhängig. Aber binnen zwei Jahren nach der Aechtung des Oraniers wurden fünf Mordattentate gegen ihn geplant und versucht. Ein sechstes gelang: am 10. Juli 1584 ist der Prinz auf der Treppe seiner Behausung in Delft durch Balthasar Gérard, welcher sich unter dem Namen Franz Guion und unter der Maske eines eifrigen Calvinisten in seinen Dienst einzuschleichen gewußt hatte, meuchlerisch angefallen und erschossen worden. Der Mörder, ergriffen, gefoltert und martervoll hingerichtet, hat, noch im Untergange seiner That als einer hochpreislichen sich freuend, bis zu seinem letzten Augenblick jene fast übermenschliche Standhaftigkeit bewiesen, welche eben nur höchstgradiger Fanatismus menschlichen Nerven zu verleihen vermag. Er hat vor seinen Richtern, aber freilich, was wohl zu berücksichtigen ist, auf der Folterbank ausgesagt, daß er dem Rektor des Jesuitenkollegiums in Trier seinen Mordplan mitgeteilt und die Billigung samt dem Segen desselben empfangen habe. Dagegen sei ihm von einem anderen Pater im Trierer Kollegium entschieden abgeraten worden. In seinem Entschlusse dadurch etwas wankend geworden, habe er in Tournay

den Rat eines dritten Jesuiten, des „berühmten“ Paters Géry eingeholt, und von diesem sei er wiederum in seinem Vorhaben befestigt, sowie um desselben willen höchlich gelobt worden. Er hatte sich dann in Brüssel dem Prinzen von Parma vorgestellt, welcher ja schon lange nach einem brauchbaren Mann zur Ermordung Oraniens ausgeschaut hatte. Gehörte doch, kennzeichnend die „Moral“ der Zeit, der Meuchelmord zum dazumaligen Inventar der Politik der Zeit. Parma wies den unansehnlichen, schmächtigen, dünnbeinigen und dünnbärtigen Menschen anfangs ab, weil ihm derselbe zur Ausführung eines so schwierigen Unternehmens untauglich schien. Gérard wußte aber den Statthalter eines besseren zu überzeugen, und der Farnese hat dann auch nach vollbrachter Mordthat die Ausfolgung des Mordpreises an die Familie des Mörders von Philipp II. verlangt und erhalten. Der König that sogar noch ein übriges: er erhob die Hinterlassenen Gérards in den Adelstand.

Es mag genug sein, dieses eine konkrete Beispiel von jesuitisch-spanischer Politik etwas genauer angesehen zu haben. Dasselbe kann widerspruchslos bezeugen, daß und wie die Maxime — „der Zweck heiligt die Mittel“ — ganz offen und unverblümt zur Anwendung kam. Aehnlich wie hier geschah das auch in jenem langen Weiberzank von weltgeschichtlicher Bedeutung, welcher zwischen der häßlichen, rothaarigen

und verliebten Heuchlerin Elisabeth Tudor von England und der schönen, braunlockigen und verliebten Romantikerin Maria Stuart von Schottland sich abspielte. Der Jesuitismus zog aber bei diesem Handel, welcher ja nur eine Episode des großen Kampfes zwischen Katholizismus und Protestantismus war, entschieden den kürzeren. Auch die sehr stark nach jesuitischer Inspiration schmeckende „Pulververschwörung" gegen Jakob I. und sein Regiment vergeckte kläglich (1606). Man muß aber so gerecht sein, nicht zu verschweigen, daß die Pulververschwörer Catesby, Fawkes und Genossen zu ihrem verzweifelten Unternehmen durch die kannibalisch grausamen Verfolgungs- und Unterdrückungsgesetze, welche in England gegen den Katholizismus geschleudert worden, stupiderweise herausgefordert waren. War doch überhaupt vom Anfang her die ganze Art und Weise, wie der Protestantismus oder Quasiprotestantismus in England eingeführt und durchgesetzt wurde, so verächtlicher und zugleich so gewaltthätiger Natur, daß die Katholiken vollauf berechtigt gewesen sind, diesen zweischlächtigen Bastard zu hassen und zu verabscheuen.

Hinwiederum begründet das Verhalten der Compagnie Jesu im Dreißigjährigen Kriege, vom menschlichen wie vom nationalen Standpunkt aus angesehen, das allerschärfste Verdammungsurteil, und es ändert und mildert daran gar nichts, daß einzelne deutsche

Jesuiten die namenlosen Greuel, welche dieser Krieg über ihr Vaterland brachte, warmherzig beklagt und betrauert haben. So Jakob Balde, welcher in gut gebauten lateinischen Oden, die ein Herder der Verdeutschung würdigte, solcher Klage und Trauer Ausdruck gab.

Aber hat es denn dazumal in Deutschland, von den wenigen, sehr wenigen Menschen, den Patrioten vom Edelmetallschlag eines Friedrich von Logau abgesehen, einen menschlichen und nationalen Standpunkt gegeben? Nein! Nur einen theologisch-bornierten und fanatisch-konfessionellen. Von dieser Thatsache muß das Urteil über die Leute jener Zeit ausgehen, und hält man diesen Gesichtspunkt fest, so wird sich ergeben, daß hinsichtlich des schrecklichen dreißigjährigen Jammersals Katholiken und Protestanten, Prädikanten und Jesuiten einander blutwenig oder, wenn man will, sehr viel und gleich viel vorzuwerfen hatten.

Es wäre einmal an der Zeit, das dumme, von der Parteiborniertheit kritiklos angenommene und weitergegebene Märchen, die Reformation habe die Menschen besser, die Sitten edler gemacht, als ein solches anzusehen und beiseite zu stellen. Denn die Wahrheit ist, daß die Menschen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beträchtlich gemeiner und roher gewesen sind als in der ersten. Abgesehen von allem anderen, wird das schon durch die herben Klagen bezeugt, welche Luther in seinen alten Tagen über die

fürchterliche Verwilderung seiner Zeit und Konfessionsgenossen anstimmte. War die Lebensführung an den protestantischen deutschen Höfen etwa eine gesittetere und anständigere als an den katholischen? Im Gegenteil, ganz im Gegenteil! Der Kurfürst Christian von Sachsen soff sich zu Tode, am pfälzischen, hessen-kasselschen und jülich-kleveschen Hofe rumorte ein Laster- und Lotterleben, das aus einem Skandal in den anderen fiel. Man lese doch die Denkwürdigkeiten des ehrlichen Hans von Schweinichen, so man erfahren will, wie das Luthertum den Sinn der Menschen „vertieft" und die Sitten „veredelt" hat.

Die dynastische Selbstsucht und der widernationale Partikularismus der deutschen Fürsten ist nie plumper und widerlicher zum Vorschein gekommen als zur Reformationszeit. Die habsburgischen Träger der Kaiserkrone waren so vollständig verausländert, daß Karl V. nicht einmal deutsch zu sprechen verstand. Die Enkel und Urenkel vom Kaiser Max, welcher, statt als den „letzten Ritter" sich aufzuspielen, gescheiter gethan hätte, ein rechter deutscher König zu sein, waren je nach den Umständen Spanier, Burgunder, Wallonen, Italiener, Böhmaken und Magyaren, Deutsche niemals. War es aber mit der Deutschheit der lutherischen Fürsten besser bestellt? Bewahre. Albrecht von Brandenburg, den Deutschorden, der ihn zum Oberhaupte gewählt, verratend, ging bei dem Polenkönig betteln, um mit

Hilfe von dessen Oberherrlichkeit seinen Hofmeisterstab in ein Herzogskrönlein umschmieden zu können. Der Kurfürst Moritz von Sachsen erkaufte sich mittels schnöden Reichsverrats die Allianz des Franzosenkönigs und ermöglichte es dadurch diesem, Metz dem Reiche zu rauben, wie in späterer Zeit ein deutscher Bischof einem anderen Franzosenkönig half, Straßburg dem Reiche zu stehlen.

Im Dreißigjährigen Kriege riefen Kaiser Ferdinand II. und der Kurfürst Max von Bayern mit ihren Jesuiten den Auswurf von Spanien und Italien, sowie halbtierische Slawenhorden nach Deutschland; aber die protestantischen Fürsten mit ihren Prädikanten riefen ihrerseits die Schweden und Franzosen herein. Es möchte schwierig, wenn nicht unmöglich sein, zu bestimmen, welche von diesen Fremdlingen in gräßlichem Wetteifer am meisten dazu beigetragen haben, unser armes Vaterland zu der leichen- und trümmerbesäten Wüste zu machen, die es im Jahre 1648 gewesen ist.

Spürte man etwa die „sittliche Vertiefung“, welche die Reformation mit sich gebracht haben soll, in der scheußlichen Tragikomödie der Wiedertäuferei zu Münster (1533—1535)? Oder in alledem Blödsinn, welchen die lutherischen und die calvinischen „Streitpfaffen“ in ihren synergistischen, kryptocalvinistischen, adiaphoristischen und anderen dergleichen Zänkereien und Stänkereien hin und her quatschten?

Haben die protestantischen Malefizgerichte mit weniger Eifer Hexen verbrannt als die katholischen? Behüte! Die Protestanten wetteiferten mit den Katholiken redlich im Streite „wider Satans Reich", wie denn ja Luther selber bekanntlich ein begeisterter, ein fanatischer Bekenner des Glaubens an den Teufel gewesen war. Haben Calvinismus und Luthertum nicht ebenfalls „Glaubensgerichte" gehabt wie der Katholizismus? Allerdings. Die calvinische Inquisition in Genf ließ den Miguel Servedo verbrennen (1553), weil er so ketzerisch war zu behaupten, das Einmaleins und das Dogma von der Dreieinigkeit deckten sich nicht, und die lutherische Regierung Christians II. von Sachsen, des Saufbolds, ließ den Kanzler Nikolaus Krell, einen trefflichen Mann und Beamten, jahrelang im Kerker quälen und dann enthaupten (1605), weil er verdächtig war, den Calvin für eine größere theologische Autorität gehalten zu haben als den Luther.

So war in Wahrheit die angeblich durch die Reformation bewerkstelligte „sittliche Verjüngung", so die protestantische „Duldsamkeit". Im Fabelnbuch der Parteiborniertheit werden natürlich diese schönen Dinge dessenungeachtet zu paradieren fortfahren.

Da paradiert auch, nur auf einer anderen Seite, noch immer das Jesuitenstücklein von den vergifteten Wachskerzen, mittels deren Arsenikduft dem Kaiser Leopold I. im Jahre 1670 ans Leben zu gehen ver-

sucht worden sei. Warum aber die Jesuiten den kaiserlichen Halbtrottel, welcher ja ihr gehorsamer Diener war, hätten „expedieren“ sollen und wollen, ist nicht einleuchtend. Ein fügsameres Werkzeug auf dem Throne der Habsburger war ja nicht denkbar. Wahr ist dagegen, daß sie zu gunsten des „allerchristlichsten“ Königs und abscheulichsten Despoten, Ludwigs XIV., gegen das Haus Habsburg Partei nahmen und zum Vorteil der französisch-türkischen Politik den einfältigen Leopold zur Verfolgung der Protestanten in Ungarn anstachelten. Von dem schroffen Bourbon glaubten sie sich eben hinsichtlich der Vernichtung des Protestantismus mehr versprechen zu dürfen als von dem Pfaffen Habsburger. Freilich schuldeten sie diesem und seinen Vorfahren eine Unsumme des Dankes, allein ein so unpraktisches Ding wie Dankbarkeit hat das Verhalten der Compagnie nie bestimmt. Im übrigen herrschten sie bis in die letzte Zeit der Kaiserin-Königin Maria Theresia in Oesterreich unbeschränkt. Es war vergeblich, daß der beste General und hellstsichtige Staatsmann, welchen das Haus Habsburg jemals besaß, Prinz Eugen von Savoyen, ein ganz entschiedener „Widerjesuwider“ gewesen. Er hatte gegen die allmächtige Compagnie nichts auszurichten vermocht und auch noch eins der schnödesten Jesuitenstücke, die von den lieben Vätern veranlaßte barbarische Austreibung der Protestanten aus

Salzburg durch den Erzbischof Firmian, einen Bonzen stupidester Art, im Jahre 1732 mitansehen müssen.

Die Schweiz wurde durch die Compagnie zuerst vom Veltlin her angegriffen, welche Landschaft dazumal unter der Herrschaft von Graubünden stand. Die Bündner wehrten den Angriff längere Zeit ab, und erst im Jahre 1631 gelang es dem Orden, in Bormio einen festen Sitz zu erhalten. Schon früher hatte er aber Luzern, welches eine Empfehlung von seiten des Erzbischofs Borromeo von Mailand den Jesuiten öffnete, zu seiner ersten Hauptstellung in der Eidgenossenschaft zu machen gewußt (1574). Die Luzerner schenkten ihnen eine Kirche und richteten ihnen ein Kollegium ein. Im Jahre 1578 begannen sie hier ihre Lehrthätigkeit. Als zweite schweizerische Hochburg gewannen sie Freiburg (1582). Dann gründete ihnen der Bischof Blarer von Basel eine Niederlassung in Pruntrut. Im Jahre 1625 nisteten sie sich in Sitten ein, 1646 in Solothurn. Wie sie den Krieg gegen den Protestantismus im Alpenlande zu führen gedachten, davon gab jenes Blutbad Zeugnis, welches 1620 in Veltlin auf ihr Anstiften von fanatisierten katholischen Pöbelrotten unter den Protestanten angerichtet wurde und an 600 Menschen das Leben kostete. Die Geschichte der Schweiz im 17., 18. und 19. Jahrhundert weiß von den Praktiken der Compagnie Jesu bekanntlich genug und mehr als genug zu erzählen.

Im Hörsaal.



1.

Die Berechtigung der materialistischen Anschauung, Betrachtungsweise, Stimmung und Thätigkeit innerhalb vernünftiger Schranken und Grenzen wird kein denkender und wissender Mensch bestreiten oder gar leugnen wollen. Es wäre dies ebenso lächerlich als vergeblich; denn selbst der standhafteste Idealist — — rechnet mit der Materie.

Eine Gewissenspflicht und zugleich eine Amtspflicht erfülle ich, indem ich in meinen Vorträgen gegen den Strom zu schwimmen unternehme, d. h. der gegenwärtig einseitig herrschenden, sicherlich aber vorübergehenden materialistisch = mechanistischen Anschauungs= und Denkweise gegenüber nachzuweisen und klarzustellen versuche, was in dem bisherigen Lebens=, d. h. Bildungsgange der Menschheit der Geist, der Gedanke Großes vollbracht, wie er die Materie sich unterworfen, welche Wunder der Glaube an das Ideal gewirkt habe. Denn unter Idealismus verstehe ich

mit dem großen griechischen Philosophen Platon den Glauben an die Urideen, an die Urbilder des Guten und Rechten, des Wahren und Schönen — Urideen, Urbilder, welche dem Menschen allerdings nicht eingeboren sind, wie Platon gemeint hat, sondern die sich der Mensch vielmehr auf dem mühseligen Wege vieltausendjähriger Kulturarbeit aneignen mußte, aber so ganz, so fest, so unverlierbar angeeignet hat, daß sie als Fixsterne am moralischen Firmamente der Menschheit leuchten, durch alles Gewölke intellektueller oder sittlicher Verdunkelungen und Verirrungen immer wieder siegreich hindurchstrahlen und, wie sie in der Vergangenheit gethan, so auch in der Zukunft unserem Geschlechte seine Vorschrittsbahn zeigen und erhellen.

Diesem will ich, um die Zeitgemäßheit meiner An- und Absicht zu illustrieren, nur noch hinzufügen, daß selbst hartnäckigste Materialisten — vorausgesetzt, es seien redliche Menschen — gerade im Hinblick auf unsere Gegenwart sich der Wahrnehmung und Einsicht nicht verschließen werden, daß die Konsequenzen des einseitig gefaßten und einseitig bethätigten Materialismus, und zwar des wissenschaftlichen, theoretischen wie des sozial-praktischen, sehr traurige, für das Fortbestehen und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft höchst gefährliche seien. (Humboldt, Liebig, Dubois-Reymond.) Ich will mich begnügen, zwei Thatsachen aus der bezüglichen Stoffmasse herauszu-

greifen, um den soeben ausgesprochenen Satz zu erhärten: der Schwindel und die Genußwut.

Der Materialismus, als wissenschaftliche Theorie genommen, hat den Anspruch erhoben, die letzten Gründe alles Seins und Lebens nachzuweisen, das große Sphinxrätsel von der Welt und vom Menschen zu lösen. Schon im vorigen Jahrhundert erhob er in den Schriften eines Condillac, eines Lamettrie, eines Holbach und anderer diesen Anspruch. Er hat aber sein Versprechen niemals gelöst, damals so wenig wie heute. Die preiswürdigen Forschungen und Findungen der Naturwissenschaften in unseren Tagen sind allbekannt. Angenommen nun aber, die durch sie beigebrachten Nachweise, daß und wie die Organismen auf dem Wege chemisch-physiologischer Entwickelung zu ihrem jetzigen Zustande gelangt seien, enthalte die lautere Wahrheit, so wird dadurch das Warum des Warum keineswegs beantwortet. Woher die Keime der Organismen? Woher der uranfängliche Trieb ihrer tausenderlei Verbindungen zum Zwecke der Herstellung der mannigfaltigsten Lebensformen? Entweder muß man die Zweckmäßigkeit dieser Lebensformen zugeben, und damit ist auch die Annahme der bloßen Zufälligkeit ganz entschieden ausgeschlossen, oder aber man muß mit Arthur Schopenhauer, welcher in unseren Tagen die nihilistische Lehre des uraltasiatischen Buddhismus wieder erneuerte, glauben, das

ganze Welt- und Menschendasein sei nur ein Schwindel, ein Humbug, ein Betrug, eine Prellerei. Dann aber müßte man wieder fragen: Wozu der Schwindel? Ich gebe zu, daß Kenner der Menschen und der Geschichte unschwer zu diesem pessimistischen Credo gelangen können. Aber ich weiß auch, daß in jedem ehrlichen Pessimisten die ewige, jeden denkenden Menschen beschäftigende Frage nach dem Warum des Warum ruhelos arbeitet. Nun hüte ich mich allerdings wohl, behaupten zu wollen, der Idealismus, die idealistische Weltanschauung vermöge diese Frage mit der Schärfe und Unwidersprechlichkeit mathematischer Beweisformeln zu lösen; aber ich stehe nicht an, zu sagen, daß die idealistische Anschauungsweise unserer Phantasie und unserer Vernunft wenigstens etwas Vorstellbares an die Hand gibt, indem sie alles Werden, Wachsen und Sein in der Natur wie in der Gesellschaft auf eine denkende und wollende Endursache, auf eine Ursubstanz zurückführt, auf eine causa movens, mit Spinoza zu sprechen, auf ein geheimnisvolles, unergründliches Etwas, welches die Menschen mit den verschiedensten Benennungen, als da sind Schicksal, Verhängnis, Vorsehung, sittliche Weltordnung oder Gott zu bezeichnen pflegen. Die erleuchtetsten Geister, die reinsten Gemüter aller Zeiten und aller Völker haben mit der Ergründung dieses Geheimnisvollen sich abgemüht. Vergebens! Aber nur Leute, welche

mit den Rätseln unseres Daseins kurzweg dadurch sich abzufinden wähnen, daß sie die noch dazu sehr häufig von Narren oder Gaunern ausgegebenen Stich- und Modewörter des Tages gedankenlos nachplappern, vermögen sich selbst und anderen vorzuschwindeln, es sei unwahr, daß in jedem gesund organisierten Menschen in dieser oder jener, je nach seiner Bildungsstufe gemodelten Form die Ahnung von Ueberirdischem lebe, die Ahnung von einem Ewigen, Unfaßbaren, Unerforschlichen, welches nicht fassen, nicht begreifen zu können selbst der größte, redlichste, unerbittlichste Denker des modernen Weltalters, J. Kant, in großartiger Bescheidenheit eingestanden hat.

In diesem Ewigen, Unnahbaren, Unerklärten, Unerforschten und Unerforschlichen erkennen wir die Zentralsonne der geistigen, der moralischen Welt, den Grundintellekt, das Urideal. Wir denken uns, daß von diesem die einzelnen Urideen, die einzelnen Ideale ausgehen wie die Licht, Wärme und Leben bringenden Strahlen von der physischen Zentralsonne unseres Planetensystems.

Dieser Satz, welchem ich nicht eine dogmatische Bedeutung im Sinne irgend welcher Orthodoxie beilege, sondern nur die Bedeutung einer wissenschaftlichen Annahme und Voraussetzung, bildet die Basis, auf welcher die idealistische Betrachtung der Welt, der Menschheit und ihrer Geschichte sich aufzubauen hat.

Wenn Sie, meine Herren, offenen Auges in das Leben der Menschen blicken, und wenn Sie die Blätter des Buches der Geschichte lesen, so werden Sie finden und wird Ihnen klar werden, daß aller berechtigten und unberechtigten Ansprüche der Materie ungeachtet in der Entwickelung des einzelnen Menschen wie in der Entwickelung der Völker die Idee, das ideale Ziel, dem ihr Sinnen und Trachten entgegenstrebt, das geistige, beseelende und bewegende Motiv ausmacht. Nicht allezeit erscheint und offenbart sich diese Seele der Menschheit, das Ideal, in gleicher Kraft und Stärke. Ganze Zeiträume hindurch ist es wie aus der Welt verschwunden. Es wirkt dann in der Stille, unsichtbar geheimnisvoll, von wenigen nur geahnt, gekannt und anerkannt. Plötzlich jedoch in einer großen Stunde, wo es sich vielleicht um das Sein oder Nichtsein einer Nation handelt, tritt das Ideal glorreich wieder hervor, um den Menschen und ganzen Völkern zur Richtschnur ihres Denkens und Handelns zu werden, um ihnen voranzuleuchten, wegzeigend und ermutigend, wie in der hebräischen Sage Jahve in Gestalt einer Feuersäule seinem Volke führend durch die Wüste vorangeleuchtet hat. Es ist wundersam zu sehen, wie in solchen Zeiten die widerstrebenden Bekämpfer des Ideals dessen Aufschwung und Wirkung nur noch mehr befördern. Es kann einem Zweifel gar nicht unterstellt werden, daß eines Volkes Vor- und Rück-

schritt durch das bewußt oder unbewußt ihm vorschwebende Ideal bedingt und bestimmt wird. Aber wie die Strahlen der Sonne je nach dem Medium, welches ihr Licht mit der Netzhaut unseres Auges vermittelt, eine verschiedene Färbung annehmen, so wechseln im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende auch die Erscheinungsformen des Ideals. Auch die Ideen haben ihre Zeit. Auch sie altern, leben sich aus, verwandeln sich oder verschwinden ganz aus dem Kreise der Anschauungen und Stimmungen der Völker, um durch andere ersetzt zu werden. So geschieht es, daß bald die religiösen, bald die politischen, bald die sozialen Ideale im Vordergrunde stehen, herrschen und demnach dem Geiste der Zeit Ziel und Richtung weisen und den menschlichen Einrichtungen, den Gesetzen und Sitten, wie den wissenschaftlichen Arbeiten und den künstlerischen Schöpfungen ihren Stempel aufdrücken. Solche leitende Ideen sind dann für eine jeweilige Epoche der allgemein gültige, der wahrste und tiefste Ausdruck des Volkscharakters und lassen mit voller Bestimmtheit auf das Wesen desselben schließen.

2.

Zweifelsohne ist am 2. September von 1870 im Buche der Weltgeschichte ein neues Kapitel aufgeschlossen worden. Was uns dieses Kapitel bringen, wie sich die Zukunft gestalten wird, das liegt, mit dem frommen Heiden Homer zu sprechen, „im Schoße der Götter". Unsere Aufgabe ist es, mit umsichtigem Eifer zu untersuchen und mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit darzulegen, wie alles so gekommen, wie alles so kommen mußte. Man muß wissen, woher man kommt, um zu wissen, wo man steht und wohin man geht. Man muß die Vergangenheit kennen, wenigstens einigermaßen ahnen, um die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu kennen. Ohne Kenntnis der Geschichte ist dem Menschen alles, was um ihn her vorgeht, schlechterdings unbegreiflich, geradezu ein Rätsel. Daher die bornierte Anschauung und stupide Auffassung der Erscheinungen unserer Zeit von seiten der kenntnislosen und urteilslosen Menge. Das historische Studium allein eröffnet eine klare Einsicht in das Wesen des unendlichen sozialen Prozesses, mit dessen Entwickelungsstadien, mit dessen Krisen, Peripetien und Katastrophen wir alle, jeder an seiner Stelle, durch

tausend unsichtbare und dennoch unzerreißbare Fäden und Bande verknüpft sind. Die Geschichte ist nicht allein für Gelehrte, für Staatsmänner, für Politiker vom Fach eine unumgängliche Schule, sondern auch ebensosehr für den schlichten Bürger, für den Künstler, für den Kaufmann, für den Techniker, für den rationellen Handwerker sogar, überhaupt für jeden nach wirklicher Bildung strebenden Menschen, der sich klar werden will über sein eigenes Wesen, über sein Wollen und Können, über seine Pflichten und Rechte, d. h. also über seine Stellung zur Gesellschaft.

Die Bedeutung der Geschichtswissenschaft so gefaßt — und diese Fassung ist sicherlich die richtige —, muß es einleuchtend sein, daß an dem allgemeinen wissenschaftlichen Vorschritt unserer Tage auch die Historik sich beteiligen mußte und beteiligt hat. Nachdem vom Beginne unseres Jahrhunderts an für die Auffindung, kritische Untersuchung, Sichtung und Wertung des historischen Materials unermeßlich viel gethan worden, hat auch die Behandlungsweise dieses Materials allmählich sich umzugestalten angefangen. Das Ziel dieser Umgestaltung ist, die abstrakt-politische Hof-, Kabinetts-, Staats- und Kriegshistorik in die konkret-menschliche Kulturgeschichtschreibung umzuwandeln und dadurch die Geschichtswissenschaft für das menschliche Geschlecht erst recht fruchtbar zu machen. Bedeutsame Anregungen zu dieser Umwandlung reichen

ins 18. Jahrhundert zurück, das ja überhaupt eine so unerschöpflich reiche Gedankensaat ausgestreut hat, daß auch unsere Zeit noch zumeist von den Garben derselben lebt. Die beiden Franzosen Montesquieu und Voltaire, der Schotte Hume, der Engländer Gibbon und mit höchster Genialität der Deutsche Herder, sie haben zuerst eine rationelle Geschichtschreibung begründet und der Geschichtswissenschaft mit Entschiedenheit die Wendung zur Kulturhistorik gegeben. (Herders Meisterbuch, betitelt „Ideen zur Philosophie der Geschichte“, ist als das Fundament anzusehen, auf welchem sich eine wahrhafte Historik der menschlichen Zivilisation aufbauen läßt.)

Eine solche Historik hat zur höchsten Aufgabe, an der Lösung des großen Problems mitzuwirken, was denn das Menschendasein eigentlich sei und bedeute. Woher, wozu, warum, wohin das menschliche Geschlecht? Diese schwerwiegenden Rätselfragen, welche jedem denkenden Menschen nahetreten, soll die auf wahrheitstreue Darstellung der welthistorischen Thatsachen basierte Philosophie der Geschichte zu beantworten versuchen.

Sie hat es an Beantwortungsversuchen nicht fehlen lassen; allein die Musterung dieser Versuche im einzelnen gehört nicht hierher. Es reicht für unseren Zweck aus, zu sagen, daß die geschichtsphilosophisch auf die erwähnten Fragen gegebenen Antworten ent-

weder auf idealistisch-deduktivem oder auf realistisch-induktivem Wege gesucht worden sind. Wir stoßen also auch hier auf die großen Gegensätze von Idealismus und Materialismus, welche von jeher die intellektuelle Welt in ihren Tiefen bewegten und heutzutage dieselbe heftiger als je bewegen. Sie werden auch niemals versöhnt und ausgeglichen werden; denn gerade auf der ewigen Reibung dieser Gegensätze beruht die Entwickelung der Zivilisation, und diese leidet nur dann Not, wenn der eine oder der andere der beiden Gegenpole einseitig vorwiegt und die Wirkung des anderen allzusehr paralysiert.

Eine idealistische Lösung des erwähnten großen Problems wurde zunächst auf religiösem Wege gesucht.

Die Religion, wie sie sich in den Lehren und Kulten der verschiedenen jüdischen, christlichen und islamitischen Kirchen, Konfessionen und Sekten fixiert hat, macht sich die Erklärung der Bedeutung und Bestimmung von Welt, Geschichte und Menschheit leicht, indem sie alles ausgehen läßt, abhängig macht und zurückführt von einem und auf einen außerweltlichen Gott, dessen unerforschliche Ratschlüsse alles anordnen und lenken. Dieser dem gläubigen Denknichts genügenden Ansicht zufolge würde die ganze Entwickelung der menschlichen Gesellschaft durch eine Art himmlischer Polizeidirektion geleitet. Ueber diese wissenschaftlich ganz wertlose kirchlich-theologische Anschauung hebt sich

die philosophisch-pantheistische hoch empor, welche das Prinzip der Immanenz verkündigt, d. h. die Lehre vom Sein und Wirken der Gottheit in der Natur und im Menschengeist.

Wie jedermann weiß, ist das pantheistische Evangelium von der Identität, von der Dieselbigkeit der Natur und des Geistes, der Gottheit und der Menschheit am konsequentesten formuliert worden durch den deutschen Philosophen Hegel. Was immer an dem persönlichen Charakter dieses Mannes wie an seinem philosophischen System zu tadeln sein mag und mit Recht zu tadeln ist, gewiß ist dennoch, daß das Endergebnis seiner geschichtswissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten eine große Wahrheit enthält, die Wahrheit, welche er niederlegte in dem Satze: „Die Weltgeschichte ist der Vorschritt im Bewußtsein der Freiheit.“ Damit ist als Zweck der welthistorischen Kulturarbeit hingestellt die vorschreitende Freimachung und Humanisierung der Gesellschaft; denn nur der human gebildete Mensch vermag ein freier zu sein.

Das Menschengeschlecht trägt, wie jeder einzelne, nicht ganz intellektuell und moralisch verwüstete Mensch, den unaustilgbaren Trieb der Vervollkommnung in sich. Das *Wesen* der Menschheit, der Mensch an sich bleiben freilich immer dieselben. Daß aber die Menschheit, was die Formen angeht, in welchen sich ihr Wesen offenbart, von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad zu

größerer Bildung, Einsicht, Veredelung, mit einem Worte zu größerer Vermenschlichung und Freiheit sich emporgerungen hat, ist eine handgreiflich gewisse, unerschütterlich feststehende Thatsache. Eine logische Konsequenz derselben ist, daß die Veredelungstriebe und Vervollkommnungskräfte, welche bisher in den Menschen und in der menschlichen Gesellschaft thätig gewesen sind, auch fernerhin thätig sein werden. Folglich wird der „Vorschritt im Bewußtsein der Freiheit“ auch künftig sich rastlos bewerkstelligen. Hierin sind Idealisten und Realisten, Optimisten und Pessimisten einig.

Im weiteren freilich gehen ihre Anschauungen schroff auseinander. Der idealistische Optimismus sieht und verkündigt als Ziel des welthistorischen Entwickelungsprozesses eine Ausgleichung aller moralischen und sozialen Gegensätze und Widersprüche, ein Reich der allgemeinen Freiheit und unbedingten Liebe, ein wahres Paradies, ein goldenes Zeitalter, wie es nur jemals eine kühne Dichterphantasie ersonnen hat oder ersinnen mag. Der realistische Pessimismus schüttelt zu dieser schönen Aussichtseröffnung, zu dieser, wenn ich so sagen soll, paradiesischen Zukunftsmusik den Kopf und meint — meiner Ueberzeugung zufolge mit vollem Rechte —, der Mensch vermöge nur aus der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft zu schließen. Vergangenheit und Gegenwart gestatten aber schlechterdings keinen Schluß auf ein zukünftiges Paradies. Aller-

dings wird das Streben und Ringen der Menschheit nach Freiheit und Humanisierung niemals aufhören, weil dieses Streben mit dem Wesen des Menschen identisch ist. Allein ein Endziel, ein sogenanntes goldenes Zeitalter wird dieses Streben und Ringen nie erreichen; denn eine solche Zielerreichung wäre gleichbedeutend mit Aufhören der Entwickelung, wäre Stillstand und folglich Rückschritt, welcher dem Wesen des Menschen geradezu widerspricht. Die paradiesische Zukunftsmusik ist demnach ein Nonsens, und die Weltgeschichte wird in alle Zukunft hinaus das sein, was sie schon in der ältesten Vergangenheit war und in der Gegenwart ist: ein rastloser Kampf. „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein.“ In diese Worte hat einer der erlauchtesten Träger und Offenbarer des Genius der Menschheit, Goethe, mit jener tiefen Lebensweisheit, welche alle seine Werke kennzeichnet, die Bestimmung des Menschen und folglich auch der Menschheit zusammengefaßt.

In diesem ewigen Vorschrittskrieg und Vervollkommnungskampf, genannt Weltgeschichte, muß jeder seinen Mann stellen, ist jeder an seinem Orte und nach seinen Kräften ein Streiter und Soldat. Insofern nun vermöge des Wesens der Menschheit und ihrer Geschichte jeder ein Soldat sein muß, ist die menschliche Willensfreiheit allerdings beschränkt. Allein innerhalb des Rahmens dieser Notwendigkeit ist der

menschliche Wille frei, denn es steht bei einem jeden, ein guter oder aber ein schlechter Soldat zu sein.

Ich sage dies mit Bezug auf eine geschichts-philosophische Ansicht, welche in neuester Zeit aufgekommen ist, vertreten namentlich durch den Franzosen August Comte, und mit viel mehr Geist, Wissen und Schärfe durch den Engländer Thomas Buckle. Comte hat seine Ansichten in seinen zwei Hauptwerken „Philosophie positive“ und „Politique positive“ entwickelt, und es haben diese unerträglich breitspurig und langweilig geschriebenen Bücher um ihrer Paradoxien willen Aufsehen und sogar gläubige Verehrer gefunden. Ihr wissenschaftlicher Wert ist gering, weil Comte in historischen Dingen teils eine krasse Unwissenheit entwickelt, teils die historischen Thatsachen so lange reckt und streckt, falsch färbt, preßt und quetscht, bis sie unter die Schablone seines sogenannten Systems passen. Buckle dagegen hat in seiner „History of civilisation in England“, welche zu vollenden ein frühzeitiger Tod ihm verwehrte, umfassende Belesenheit und redliches Streben nach Wahrhaftigkeit entwickelt. Die von ihm aufgestellte geschichts-philosophische Theorie hat viel Bestechendes. Mit Beiseitestellung aller theologischen Voraussetzungen will Buckle die Entwickelung der Menschheit durchaus und einzig nur von der Natur abhängig wissen. Die Beschaffenheit des Bodens, auf welchem der Mensch geboren wird und lebt, bestimmt, verbunden

mit den Einflüssen des Klimas und der Rasse, sein Schicksal. Diesen ihn absolut beherrschenden Mächten hat der Mensch keinen freien Willen entgegenzusetzen. Er ist mit allen seinen Instinkten und Trieben, Anschauungen, Gefühlen, Gedanken, Wünschen und Handlungen schlechthin das Produkt der Naturgewalten. Die Naturgesetze bestimmen mithin nicht allein die natürliche, sondern auch die geistige, die moralische Welt, und die Geschichtswissenschaft hat die Aufgabe, dies allseitig aufzuspüren und nachzuweisen. Dadurch gelange man dazu, daß, wie die Naturwissenschaft die Gesetze der physischen Erscheinungen aufgefunden und festgestellt hat, so die Geschichtswissenschaft die Gesetze der intellektuellen und moralischen Erscheinungen feststellen würde, woraus sich dann die Einsicht ergäbe, daß das geschichtliche Dasein der Menschheit gerade so nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen vor sich gehe wie das Leben und Walten der Natur. — Es ist wahr, es waltet eine gewisse Gesetzlichkeit im Wachsen und Welken der Völker wie der Individuen; aber auch ein Unbewußtes, Unberechenbares, manches Zufällige und viel menschliche Leidenschaft.

Ich brauche nicht zu sagen, wie ein Fatalismus von furchtbaren Konsequenzen in dieser Lehre liegt. Sie betrachtet den Menschen, diesen wunderbaren Mikrokosmos, wie ein geist-, willen- und lebloses Naturding, wie einen Stein, ein Mineral, höchstens wie

eine Pflanze. Diese Lehre wirft das moralische, das ethische Moment aus der menschlichen Gesellschaft, aus der Geschichte hinaus, verwischt den Unterschied von gut und böse, pflanzt, obzwar ohne es zu wollen, eine niederträchtige Resignation den Menschen ein, predigt eine infame Erfolganbetung und müßte, wenn herrschend geworden und befolgt, schließlich eine vollständig physische, moralische Versumpfung der Menschheit herbeiführen. Denn wer, frage ich, sollte und wollte sich noch irgendwie mühen, wer wollte noch streben und ringen, wer seine Phantasie mit großen Anschauungen und seine Seele mit hochherzigen Gefühlen füllen, wer seine Stirn mit dem Schweiße der Gedankenarbeit feuchten, wenn mit oder ohne unser Zuthun die Geschicke der Menschheit mit der eintönigen, mechanischen Regelmäßigkeit und unerbittlichen Stetigkeit des Auf- und Niedergehens der Gestirne sich erfüllten?

Nein, zu dieser trostlosen Lehre wollen wir uns nicht bekennen. Wenn man die Moral aus der Politik und Geschichte entfernt, wenn man aufhört, an die Handlungen der Menschen den sittlichen Maßstab zu legen, wenn man den Gegensatz von gut und böse, von Wahrheit und Lüge, von Recht und Unrecht, von Freiheit und Sklaverei in der Hingabe an eine fatalistische Blasiertheit verschwinden läßt, so pflanzt man nur eine Generation von groben Selbstsüchtlingen und

elenden Feiglingen. Was wäre für so eine moralisch versumpfte Gesellschaft ohne Gewissen, ohne Ehrgefühl, ohne Mannesstolz und Vaterlandsliebe noch das Wort Freiheit? Eben nur ein leerer Schall. Eine derartig entsittlichte Gesellschaft würde nur noch für ihr materielles Interesse und für ihre sinnlichen Gelüste Sinn und Empfänglichkeit besitzen und vor jedem Despotismus, welcher ihr Befriedigung dieser gemeinen Instinkte verspräche, knechtisch die Kniee beugen, um rasch einer Verderbnis entgegenzufaulen, welche mit einem schmachvollen Untergang enden müßte. (Das zweite Empire!)

Wenden wir daher einer so unsittlich-materialistisch-mechanistischen Auffassung der Geschichte verachtungsvoll den Rücken, einer Geschichtsphilosophie, deren letztes Wort, falls sie ehrlich sein wollte, lauten müßte: Die Welt ist nur für das glückliche Verbrechen und das triumphierende Laster da. Die echte Geschichtswissenschaft hat nicht allein die Aufgabe, die Menschen mit den Thatsachen des Entwickelungsprozesses der Menschheit bekannt zu machen, sondern auch und ebenso die, das Unrecht zu brandmarken und das Recht zu verteidigen, die Lüge zu entlarven und die Wahrheit zu verkünden, die verletzte Freiheit zu rächen und die Tyrannei zu bekämpfen. Ihr Amt ist also ein ganz wesentlich sittlich-soziales. „Des gewissenhaften Historikers Pflicht ist es, die großen epischen und drama-

tischen Handlungen zu entrollen und nachzuweisen, welche derselben zum Heil oder zum Unheil, zur Vervollkommnung oder zur Erniedrigung des Menschengeschlechts beigetragen haben." Die Weltgeschichte ist, ich wiederhole es, ein rastloser Kampf zwischen Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Freiheit und Sklaverei. Jeder, selbst der unbedeutendste Mensch, muß so oder so an diesem Kampfe sich beteiligen, und jeder ist verantwortlich für die Art und Weise, wie er kämpft.

3.

Die Darlegung des Entwickelungsganges der litterarischen Leistungen einer Nation ist die intellektuelle Geschichte derselben; eine allgemeine Geschichte der Poesie bildet demnach die ideale Geschichte der Menschheit. Bestimmter formuliert ist die Geschichte der schönen Künste und insbesondere die der Poesie die psychologische Geschichte des Menschengeschlechts, die Geschichte, welche nicht die äußeren Schicksale und Zustände der Völker, sondern ihre inneren Erlebnisse, ihre Seelenstimmungen, ihre freudigsten und schmerzlichsten Erfahrungen, ihre traurigsten wie ihre stolzesten Erinnerungen, ihre teuersten, mit Schweiß, Thränen und Blut erworbenen Güter, ihr bestes Glauben, Lieben und Hoffen beschreibt. Diese Geschichte bildet demnach so recht eine Astrognosie, eine Gestirnkunde aller der leuchtenden Sternbilder, welche als Leitsterne des Lebens und Strebens der Menschheit vom Uranfang an bis zum heutigen Tage im Geiste derselben auf- und niedergegangen sind. Denn dasjenige, worin der Mensch Befriedigung sucht, oder diejenige Art von Genuß, welche ein Mensch erstrebt, erscheint ihm als ein Ideal, und falls er dieses Ideal verkörpert, sei es

mittels des Bildes, sei es mittels des Wortes oder Klanges, also mittels der bildenden oder der redenden Künste, so entsteht ein Kunstwerk. Die verschiedenen Schönheitsideale aber, zu denen die verschiedenen Glieder der menschheitlichen Familie zu verschiedenen Zeiten sich hingeneigt haben, bezeichnen, in Kunstwerken ausgeprägt, wie leuchtende Marksteine die verschiedenen Stimmungen der Geister, die verschiedenen Endziele ihrer geheimsten Wünsche, ihrer innersten Bestrebungen; sie markieren die Stadien und Stationen, welche unser ewig strebendes Geschlecht auf seiner Entwickelungsbahn bis heute durchlaufen hat.

Neben dieser kulturhistorischen Bedeutung kommt aber der Kunst und wiederum insbesondere der Poesie, als der umfassendsten, dauerndsten und wirkungsreichsten aller Künste, auch noch eine sehr beachtenswerte seelische oder gemütliche zu. Sie erhebt den Menschen, sie begeistert ihn, und folglich veredelt sie ihn. Und wie der Dichter — in der höchsten Bedeutung des Wortes — der Lehrer und Prophet der Menschheit ist, so ist er auch und ebenso sehr ihr Tröster, ihr Seelenarzt, welcher in jede Wunde, die uns die rauhe Hand der Wirklichkeit schlägt, den schmerzenstillenden und heilenden Balsam seiner Worte gießt. Schön hat ein erlauchter Toter, L. B., dies also ausgedrückt in seiner berühmten Denkrede an J. P. Fr. Richter, wo er sagte: „Die Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen

vorüber, es wechselt die Witterung des Glückes, die Stufen des Alters steigen auf und nieder, nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben würde ein ewiges Verbluten sein, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet; einen Frühling, der nicht verblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend."

Eine wundersame Periode, dieses 18. Jahrhundert, so ein Frühling der Menschheit, wie solche Frühlinge nur spärlich und nach langen Zwischenräumen wiederkehren — ein Völkermai, wo in diesem unserem alten Europa das ganze intellektuelle Leben aufs neue in Saft und Blüte schoß und nicht allein auf den Höhen des Daseins, in den Kreisen der Bildung, nein, auch in den Niederungen der Gesellschaft, in den Massen ein instinktives Ahnen sich kundgab, daß ein neues Weltalter anzubrechen im Begriffe sei, daß ein neues Evangelium der Freiheit und Gleichheit den Menschen gebracht werde, daß die Erlösung vom Mittelalter, d. h. vom Joche fürstlicher, junkerlicher und pfäffischer Despotie bevorstehe.

Zu den vortretenden Charaktermerkmalen dieses durch und durch emanzipativen Jahrhunderts gehörte auch sein ganz erstaunlicher, geradezu beispielloser Reichtum an großen und gewaltigen Menschen, ein Genius

höchster Potenz und zwar ein Genius auf idealem wie auf realem Gebiet. In Wahrheit, es war die Epoche der klassischen Menschen. Denn eine ununterbrochene Kette von zerstörenden und schaffenden Geistern, von großen Dichtern und Denkern, von Künstlern und Erfindern, von Staatsmännern und Feldherren, von großen Königen und großen Bürgern spannte sich durch das 18. Jahrhundert herab. Vergleicht man mit diesem Reichtum die Produktionskraft unseres eigenen Jahrhunderts, so erscheint dieselbe in einem wahrhaft kläglichen Lichte. Und nicht minder fällt die Vergleichung zum greifbaren Nachteile unseres Jahrhunderts aus, wenn man mit der Grundstimmung der Menschen des 18., mit ihrer außerordentlichen Empfänglichkeit, ihrem Seelenschwung, ihrem Enthusiasmus, ihrer edlen Simplizität und Genügsamkeit, mit ihrem hoffnungsfreudigen Idealismus den verdrossenen Materialismus, die abgelebte, nörgelnde Blasiertheit, die mechanische, allem Höheren feindselig abgewandte Erwerbssucht und Genußwut, die für das wahrhaft Schöne ganz unempfängliche Gefühlsstumpfheit, den begeisterungslosen, nützlichkeitswütigen Prosaismus unserer Tage vergleicht.

Lessing, Goethe, Schiller, die Schöpfer der klassischen Litteratur Deutschlands, traten zu einer Zeit hervor, die für ihr Kommen vorbereitet war, und auf einem Boden, welcher geeignet und bereit war, die geistigen Saaten, welche sie ihm anvertrauten, liebe-

voll zu empfangen und zu zeitigen. Denn alles hat seine Zeit, und es wäre geradezu ein Wunder, also ein Ding, welches unmöglich, welches nie war, nie ist und nie sein wird, ja ein Wunder wäre es, falls in unseren Tagen, in dieser Zeit eines eisernen Realismus ein großer Dichter aufstände, ein Poet, dessen Schöpfungen, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, von Menschengeschick bestimmender Wirkung wären.

Von solcher Wirkung waren aber die Werke unseres klassischen Dreigestirns.

Es muß nun sofort mit Betonung bemerkt werden, daß Wirksamkeit und Wirkung der drei Unsterblichen zwei große Seiten oder Richtungen unterscheiden lassen. Ihr Streben und ihr Vollbringen ist nämlich zugleich ein nationales und ein weltbürgerliches, ein menschheitliches gewesen.

Nach der ersten Richtung hin handelte es sich darum, den emanzipativen Geist des 18. Jahrhunderts in Deutschland zur höchsten Erscheinungsform zu bringen. Dies eben wurde durch Lessing, Goethe und Schiller vollbracht. Sie waren Kämpfer und Befreier. — Lessing befreite den deutschen Genius vom hölzernen Joche einer pedantischen, geistlosen Gelehrsamkeit, von dem bleiernen Stirnbande des Aberglaubens eines orthodoxen Theologismus, sowie von dem kläglichen Gängelbande der Autorität falscher Kunstprinzipien. Er vindizierte seiner Nation das Recht, ja die Pflicht des

freien Denkens und schuf als Poet zuerst ein deutsches Drama, an sich selbst demnach, obgleich in seiner Bescheidenheit bekennend, daß er eigentlich kein Dichter sei, die höchste Forderung der Poesie stellend und sie ruhmvoll erfüllend. — Goethe seinerseits kämpfte für die Freiheit und Kunst und erkämpfte sie. Er reinigte die Atmosphäre der deutschen Kultur von den Stickstoffdünsten theologischer Voraussetzungen und philisterhafter Vorurteile, und in dieser gereinigten Sphäre stellte er dann mit wunderbarer und universaler Schöpfungsmächtigkeit jene Gebilde von ewiger Schönheit auf, in welchen sich die frischeste, seelenvollste Naturwahrheit des Gehalts mit der höchsten Kunstvollendung der Form verbindet. — Schiller endlich leitet mit seiner ganzen Thätigkeit als Völkerlehrer und Dichterprophet von der Freiheit des Denkens und Fühlens zu der des Handelns hinüber. Er ist ein ganz wesentlich sittlicher Dichter — Sittlichkeit in dem erhabenen Sinne genommen, daß darunter die besten und höchsten Kräfte des Menschen und deren Bethätigung im Dienste der Vernunft verstanden werden. Der Kern von Schillers Wollen und Thun ist dieser, daß er mittels der freien Kunst den Menschen zum Bürger des freien Staates erzogen wissen will.

Indem aber die Drei die edelsten in ihrem Volke liegenden Gaben und dessen höchste Strebungen zur Vollendung führten, haben sie zugleich auch den welt-

bürgerlichen Charakter des Germanentums herrlich erwiesen. Sie vollzogen die geistige Befreiung ihrer eigenen Nation, sie führten dieselbe auf die höchste Stufe der Kunst; aber dabei richtete sich ihr weltweiter Blick über die Grenzen ihres Vaterlandes weit hinaus, die Interessen der ganzen Menschheit umspannend. Das eben ist das Auszeichnende an diesen auserwählten Geistern, daß sie vermöge des reinmenschlichen Seelengehalts, vermöge der erhabenen, ewig frischen Humanität, welche in ihren Werken pulsiert, die Lehrer, Begeisterer, Propheten und Tröster aller Völker sein können, daß sie für die ganze zivilisierte Welt dieses von Jahr zu Jahr mehr wirklich geworden sind und daß sie die hochwillkommenen und verehrten Zeitgenossen noch der fernsten Geschlechter der Zukunft sein können und sein werden. Darum sprach ich von ihren Werken als von Menschengeschick und Völkergeschick bestimmenden und beeinflussenden. Denn in vollem Maße gilt von Lessing, Goethe und Schiller das Wort:

„Wer die Sache der Menschheit als seine eigne betrachtet,
Hat an der Götter Geschäft, hat am Verhängnisse teil.“

4.

Der Einwurf, die Geschichte einer so naheliegenden Zeit (1830—1860) sei zur Behandlung noch nicht reif, ist nicht stichhaltig, außer in den Augen von Leuten, welche meinen, die Geschichte eines Zeitalters müßte erst überreif, d. h. faul geworden sein, bevor sie sich zur Behandlung eigne. Das mag ganz gut sein für Historiker, welche, weil sie nach keiner Seite hin keinen Menschen und keine Partei verletzen wollen, sich wohlweislich hüten, mit naheliegenden Perioden sich zu beschäftigen.

5.

Was war, als Perikles die Laufbahn des demokratischen Staatsmannes, Redners und Feldherrn antrat, der ihn bewegende Grundgedanke? Die Antwort auf diese Frage wird sich etwa so formulieren lassen: Er wollte seine geliebte Vaterstadt Athen zur Königin der Städte, zur Perle seiner Zeit und Welt machen. Innerhalb dieser Stadt und ihres Gebietes und, wo möglich, in ganz Hellas wollte er die demokratische Staatsidee, das Prinzip des volksmäßigen Selfgovernments zu einem hohen, lichten, harmonisch-schönen Bau gestalten, in dessen Hallen die Athener und Hellenen als ein empfängliches und strebsames Künstlervolk des heitersten Daseins sich erfreuen sollten. Man muß gestehen, das hieße eine staatsmännische Aufgabe in sehr idealischem Sinne fassen, das hieße die schwere Kulturmission übernehmen, ein ganzes Volk zur Sonnenhöhe der eigenen harmonisch-schönen Bildung emporzuheben. Aber man muß auch gestehen, daß diese Mission erfüllt wurde, soweit sie eben zu erfüllen war, d. h. soweit das perikleische Staatsideal überhaupt unter den Menschen, wie sie nun einmal sind,

und unter den Griechen, wie sie nun einmal waren, der Verwirklichung fähig gewesen ist.

Und auf demokratischem Wege also, fragen wir, wurde diese Mission erfüllt und diese Aufgabe gelöst? Allerdings; nur muß man die attische Demokratie nehmen, wie sie unter der Leitung Perikles' war und wie die Volksherrschaft überall und allezeit sein wird, wo und wann ein Mann vom perikleischen Schlage ihr Führer und Leiter. Perikles anerkannte unumwunden und vollständig das Prinzip der Volkssouveränität: alle Gewalt ruht in der Gesamtzahl der Staatsbürger, alle Gewalt geht von dem Volke aus und kehrt in dasselbe zurück, und es übt diese seine Obergewalt, seine Souveränität vermöge seines allgemeinen Stimmrechts. Aber ein Mann wie Perikles konnte sich natürlich keinen Augenblick der Täuschung hingeben, das Volk, die Masse der Bürger vermöge sich selbst zu regieren. Er wußte und alle denkenden Männer wissen es mit ihm, und nur jämmerliche Volksschmeichler geben sich den Anschein, es nicht zu wissen, daß jedes Volk regiert werden muß, daß seine Führer es leiten, ihm seine wahren und dauernden Interessen deutlich machen müssen, wenn nicht der Staat dem erbärmlichsten Demagogentum und damit dem Zufall, der Willkür und Anarchie preisgegeben werden soll. Der wahre und wirkliche, der echte und rechte Volksführer aber soll herrschen, d. h. er soll

den vernünftig geleiteten Gesamtwillen der Bürger zum entsprechenden thatsächlichen Ausdruck bringen auf den verschiedenen Gebieten des Staatslebens. Also wird die bürgerliche Rechtsgleichheit und Freiheit, wie sie den Gesetzen eines Freistaats entspricht, mit der einheitlichen Führung der Staatsgeschäfte, wie die Vernunft sie verlangt, verbunden und in Einklang gebracht. Und so ist es im perikleischen Athen gewesen. Daher darf man mit Fug sagen, daß die Vorstellung, welche Perikles von einem freien, schönen, des Menschen würdigen Dasein sich gebildet hatte, in Athen während der Regierung oder Volksleitung dieses außerordentlichen Mannes verwirklicht worden sei. Freilich, dieser Zustand war eben zu schön, zu frei, zu menschenwürdig, als daß er hätte dauern können. Denn es ist ja eine tiefschmerzliche Thatsache der Weltgeschichte, eine sich immer wiederholende Thatsache, daß die Menschen nicht dazu angethan sind, das Schöne, Große, Würdige, Edle lange zu ertragen, während sie das Joch des Dummen, Gemeinen, Schlechten und Bestialischen geduldig Jahrhunderte und sogar Jahrtausende schleppen.

6.

Es ist allerdings wahr, daß M. P. Cato nicht das gewesen ist, was man heutzutage einen Realpolitiker nennt, d. h. kein Mann, welcher jede vollendete Thatsache annimmt und gelten läßt, nicht weil sie recht und gut ist und seinen Ueberzeugungen entspricht, sondern nur, weil sie eben eine vollendete Thatsache ist. Eine solche sogenannte Realpolitik führt ganz notwendig zur Verlotterung, Verluderung und Verleugnung aller Grundsätze, zur niederträchtigsten Vergötterung und Anbetung des Erfolges, sei dieser ein so verwerflicher und unsittlicher, als er immer sein mag, mit einem Worte zur vollständigen politischen Korruption. Daher haben denn auch die Erfolganbeter alter und neuer Zeit den Cato mit Hohn und Geifer überschüttet, haben den Mann, welcher gewissermaßen der letzte Römer genannt werden muß, als einen schulmeisternden Ideologen, als einen Pedanten, geradezu als einen Narren hingestellt. Man kann es nur bedauern, daß auch ein Gelehrter von so reichem Wissen und von so glänzendem Geiste wie Theodor Mommsen im dritten Bande seiner römischen Geschichte dieser kläglichen Ungerechtigkeit sich schuldig gemacht hat.

Die Wahrheit ist, daß M. P. Cato allerdings zu sehr Prinzipmann war, um die vollendete Thatsache des Ueberganges der römischen Republik in die cäsarische Monarchie ruhig hinzunehmen, daß aber dieser starre Prinzipmann mehr sittliche Kraft und Manneswürde in sich getragen hat als so manche seiner Feinde zusammen.

Cato hatte seine Schwächen und Mängel — wo ist denn jemals ein Mensch gewesen, welcher sie nicht hatte? —, allein der gesunden Anschauung und dem gerechten Urteil wird er dennoch stets eine ehrwürdige, in ihrer Art große und fast einzige Erscheinung sein. Ueberall, wohin er in seiner Zeit blickte, trat seinen Augen Halbheit, Schwäche, sittliche Entartung, frevelhafter Uebermut auf der einen, knechtselige Erniedrigung auf der anderen Seite entgegen. Aber statt sich dadurch entmutigen zu lassen, forderte er von seiner eigenen Kraft das Schwierigste, ja das Unmögliche. „Je tiefer der Abgrund war und je drohender die Gefahr, desto stärker empfand er die Mahnung zu trotzigem Widerstand. Auf dem schmalen Pfade der Pflicht erschien ihm die kleinste Abweichung als ein Frevel am ewigen Recht, und damit der Strom des Verderbens nicht auch ihn überflute, trat er seinem Zeitalter und seinen Zeitgenossen schroff entgegen, warnend, mahnend, zürnend, der verkörperte Geist des alten Römertums."

Vergebens. Aber als die Sache der Freiheit

verloren, als die Republik überwunden und blutend zu den Füßen des siegreichen Cäsar hinfiel, da blieb ihrem redlichsten und edelsten Verteidiger, da blieb dem Cato noch übrig, ein großes Beispiel zu geben, das Beispiel eines Mannes, der lieber sterben als vom Rechte lassen, lieber das Dasein hinwerfen als ein Dasein führen wollte, das er seiner ganzen Anlage und Ueberzeugung nach nur für ein entwürdigtes ansehen konnte. Nachdem Cäsar in der blutigen Schlacht bei Thapsus auf der Nordküste von Afrika das letzte republikanische Heer besiegt hatte und demnach alles verloren war, da gab Cato in der Stadt Utika unweit Karthago, wo er zuletzt als einer der republikanischen Generale kommandiert hatte, sich den Tod, um den Untergang der römischen Republik, seines Ideals, nicht überleben zu müssen. Mit einer wahrhaft rührenden Fürsorge war er bis zuletzt für das Wohl seiner Leute und der ihm anvertrauten Stadt bedacht. Dann, nachdem er allen seinen Obliegenheiten als General, als Mensch und Familienhaupt bestmöglich Genüge geleistet, stieß sich der achtundvierzigjährige Mann im Jahre 46 v. Chr. mit ruhiger Fassung, so recht als ein stoischer Philosoph, das Schwert in die Brust.

„Cato, wie beneide ich dich um deinen Tod!“ rief der siegreiche Cäsar aus, als er den Selbstmord seines hochherzigen Gegners vernahm.

Gewiß ein ehrenvollstes Zeugnis aus Feindesmund. Ich habe demselben nur noch hinzuzufügen, daß es traurig um die menschliche Gesellschaft stünde, so sie nicht mehr imstande wäre, eine Charakterfigur wie die des Cato zu werten, zu würdigen und hochzuhalten. Nicht der Erfolg ist Prüfstein geschichtlicher Charaktere, sondern das Recht, die Wahrheit und die Menschlichkeit. Sonst müßten ja gar häufig die größten Schurken für die verehrungswürdigen Gestalten der Weltgeschichte gelten. Männer wie Cato haben die unvergängliche Bedeutung, daß sie in Zeiten der Verderbnis, Feigheit, Niedertracht und Knechtschaffenheit das Gewissen der Menschheit in ihrer Brust trugen und aus diesem Gewissen heraus auch in ihrem persönlichen Unterliegen noch einen ewiggültigen Protest gegen Unrecht, Despotismus und Sklavensinn erhoben.

7.

Das Hauptmerkmal aller wahrhaft bedeutenden Menschen, die rastlose Arbeitslust und die unerschöpfliche Schaffenskraft, findet sich auch bei Karl dem Großen im höchsten Maße. Seine Thätigkeit war von erstaunlicher Vielseitigkeit. Er war Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Organisator, ein Kulturbringer und Zivilisator ersten Ranges, er war der Gründer und Regent einer Weltmonarchie und zugleich ein sorglicher Hauswirt. Er überwachte den Gang der Staatsgeschäfte und die Bewirtschaftung seiner Meierhöfe mit gleich sorglichem und scharfblickendem Auge. In seinen Kapitularien finden sich Verordnungen in betreff höchster Staatszwecke und Vorschriften über die Verbesserung der Obst- und Gemüsekultur hart nebeneinander.

Das eben ist ja das Eigentümliche auserwählter Menschen, daß sie aus dem scheinbar überwältigend Großen wie aus dem scheinbar bedeutungslosen Kleinen stets das Richtige, das wirksame Moment herauszufinden wissen.

Aber selbst der außerordentlichste Mensch bleibt immer ein Mensch und ist kein Fabeltier von Engel. Das will sagen, dieser Mann von rastloser Thätigkeit, von einer dem Höchsten zustrebenden Bildsamkeit des Geistes, von einer eisernen Willenskraft und einem die Erde umspannenden Blicke, hatte hinwiederum Mängel und Makel an sich, welche zum Teil von dunkelster Art gewesen sind. Er fühlte sich zum Herrscher berufen und war zum Herrscher berechtigt, wie nur wenige vor und nach ihm. Allein da sein oberster Zweck die Herrschaftsübung an und für sich, d. h. die Herrschsucht war, so opferte er ihr alles. Wo sie in Frage kam, wo sie es zu verlangen schien, wandte er mit Verleugnung seiner eigenen besseren Natur unbedenklich die gewaltsamsten, die empörendsten Mittel an, mit Verachtung aller Gebote und Anforderungen des menschlichen Sittengesetzes. Sein Staatszweck machte ihn taub gegen alle Vorschriften der Menschlichkeit und seine greuelvoll-grausame Bekehrung der von ihm besiegten Sachsen zum Christentum ist ein wahres Muster einer über alle Schranken menschlicher Gefühle kalt sich hinwegsetzenden Tyrannenpolitik, einer Tyrannenpolitik, welche sich selber und anderen einbilden will, die frevelhaften Gelüste des eigenen Herzens seien Forderungen der Weltgeschichte. Karl hat niemals Anstand genommen, zur Erreichung seiner Ziele jeglicher Mittel, auch der schlechtesten und ver-

werflichsten, sich zu bedienen. Es fehlte ihm als Politiker und Regent ebensosehr alles höhere Rechtsgefühl, wie ihm als Privatmann alles feine Schicklichkeitsgefühl abging.

8.

Es ist höchlich zu beklagen, daß die freisinnig humane, geistvolle und milde Gestaltung des Protestantismus, wie diese in der Anschauung und dem Bekenntnisse Zwinglis und der Zwinglischen Partei ausgeprägt war, durch das Luthertum und den Calvinismus so weit überflügelt wurde. Denn im Luthertum sowohl als im Calvinismus gewann die Pfafferei, d. h. die Herrschsucht, Unduldsamkeit und Verfolgungswut, rasch und gänzlich das Uebergewicht über das ursprüngliche Prinzip der Reformation, d. h. über den Grundsatz der Gewissensfreiheit, über das Recht der freien Forschung, über die sittliche Macht der freien Selbstbestimmung. Die beiden großen protestantischen Genossenschaften, Lutheraner und Calvinisten, beeilten sich aus allen Kräften, ihre Glaubenssysteme in immer schroffere und starrere Formeln einzuschnüren. Diese Erstarrung uud Ertötung des reformatorischen Prinzips konnte natürlich nicht geeignet sein, dem Protestantismus neue Bekenner aus dem Schoße der alten Kirche zuzuführen, und noch mehr mußten sich die Menschen vom Uebertritte zum Protestantismus abge-

schreckt fühlen, wenn sie das wütende, giftige Pfaffengezänke mit anhörten, womit Lutheraner und Calvinisten einander gegenseitig verfolgten, so zwar, daß dieser jämmerliche Zank um blödsinnige Dogmen gar häufig in blutdürstiges Wüten ausschlug, welches den von der katholischen Inquisition verübten Greueln durchaus nichts nachgab.

9.

Der ganze Verlauf der Geschichte der menschlichen Gesellschaft zeigt jedoch, daß eine große Macht noch nie freiwillig ihr Zepter niedergelegt hat. Auch die Kirche that das nicht. Alle die gewaltigen Schläge von denen der christliche Hierarchismus im 15. und 16. Jahrhundert betroffen worden, hatten ihn wohl gebeugt, nicht aber gebrochen. Er raffte sich auf zu einem zähesten Widerstande, zu einem Widerstand auf Tod und Leben. Und er konnte das, weil er sich, und zwar im Reformationszeitalter selbst, ein Werkzeug, ein Rüstzeug schuf, das zur Verteidigung und zum Angriffe gleich geschickt war, ein Rüstzeug von wunderbar sinnreicher Konstruktion, geradezu die kunstvollste Maschinerie, welche priesterliche Politik je ersonnen und ausgeführt hat, die sogenannte Gesellschaft Jesu, den Jesuitismus, welcher bis zu dieser Stunde den großen Kampf des kirchlichen Dogmatismus gegen die moderne Weltanschauung geführt hat.

Die hierarchische Reaktion gegen den modernen Geist, gegen die neuzeitliche Forschung, Wissenschaft und Staatsidee brachte, wie bekannt, jenen hoffentlich

letzten und furchtbarsten Religionskrieg zuwege, welcher von 1618—1648 gewährt hat und darum der Dreißigjährige Krieg genannt wird. Mit dem sogenannten westfälischen, weil zu Münster und Osnabrück in Westfalen zum Abschlusse gekommenen Frieden, gegen den charakteristischerweise der Papst aus allen Kräften protestierte, hob eine neue Zeit an. Denn von jetzt an war das große Prinzip nur geltend, daß die menschliche Gesellschaft nicht mehr von geistlichen, sondern vielmehr von weltlichen Interessen bestimmt werde. An die Stelle eines fiktiven Jenseits, worauf bis dahin die höchsten Gedanken und Bestrebungen der Menschen sich konzentriert hatten, trat das Diesseits, das reale Dasein mit seinen auf die ewigen, unwandelbaren, mehr und mehr erkannten Naturgesetze basierten Bedürfnissen und Forderungen. Der moderne Staatsgedanke erhob sich in jugendlicher Kraft gegen den mittelalterlichen Hierarchismus, und es muß als eine jener scharfen Ironien, welche uns in der Geschichte so oft begegnen, bezeichnet werden, daß es ein Kardinal der römischen Kirche war, welcher diesen Gedanken des modernen Staates, diese Verweltlichung der Politik zuerst im ganzen Umfange erfaßte und zur Staats*praxis* machte: Richelieu. Das Werk dieses großen Staatsmannes bildete die Begründung des *absoluten Königtums*, des monarchischen *Absolutismus*.

Das war eine hochbedeutsame kulturgeschichtliche

Erscheinung, welche etwa nur vom republikanischen Standpunkte aus betrachten zu wollen durchaus unstatthaft, weil unhistorisch und unwissenschaftlich wäre. Das absolute Königtum war zu *seiner* Zeit und unter den damaligen Verhältnissen — wohlverstanden! — überall, wo es in Europa zur reinen Darstellung, zu ungehemmter Thätigkeit kam, aller seiner furchtbar dunkeln Schattenseiten ungeachtet, eine wirkliche und große Kulturmacht, ein sozialer Vorschritt von höchster Kraft. Das absolute Königtum wirkte aufräumend und schöpferisch zugleich. Aufräumend, denn es machte der feudalen Adelsanarchie ein Ende und zwang nicht minder die Hierarchie zur Anerkennung der modernen Staatsidee. Der monarchische Absolutismus machte den Gedanken, daß die weltlichen, die realen Interessen der Gesellschaft den geistlichen vorgehen müßten, zu einer Thatsache. Schon das war ein ungeheueres Verdienst. Er that aber noch mehr: er schuf *Ordnung*, diese Basis aller Zivilisation. Die Ordnung ermöglichte eine stetige Landwirtschaft, sowie das Aufblühen der Industrie und des Handels. Ackerbau, Industrie und Handel erzeugten Wohlstand und Reichtum. Dieser förderte die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, welche ihrerseits die Kultur in immer weitere Kreise trug, das ganze mittelalterliche Dasein der Völker in Fluß brachte, immer neue Gedankensaaten ausstreute und rastlos neue Entwicke-

lungsphasen vorbereitete und einleitete. Es kann daher gar keinem Zweifel unterstehen, daß der königliche Absolutismus der unentbehrliche und wirkungsmächtige Vorläufer und Wegbahner des Demokratismus unserer eigenen Tage gewesen ist. So folgt eben in der unendlichen Schule der menschheitlichen Erziehung ein Kursus dem andern und der ewige Schüler, der Mensch, kann keinen überspringen. „Natura non facit saltus." Ebenso: „Historia non facit saltus."

10.

Kein Zweifel, wenn wir von der erreichten Kulturhöhe unserer eigenen Zeit auf jene zurückblicken, welche sich vom 17. Jahrhundert bis zur französischen Staatsumwälzung herabdehnte, so wird der Anblick ein höchst unerbaulicher, ja geradezu abschreckender sein. Wir sehen da die Menschen, und zwar bis in die gebildetsten Kreise hinauf, ohne allen Gemeinsinn dahinvegetieren, die Städtebürgerschaften verkrähwinkelt, die Bauern noch größtenteils im Zustande der Hörigkeit. Die schrankenlose Fürstengewalt wirkt in sittlicher Beziehung durchaus unheilvoll. Das Prassen und Schwelgen der Höfe war geradezu eine Satire auf das Elend des Volkes. Die meisten Dynastien versimpelten geradezu infolge ihrer Ausschweifungen und Ruchlosigkeiten. Wie alle materielle, so sollte auch alle intellektuelle Thätigkeit durchweg nach den allerhöchsten Launen sich richten. Mittels gewaltsamer Edikte glaubten die Gewalthaber und ihre Günstlinge alles regeln und regieren zu können, die Landwirtschaft wie die Industrie, den Handel wie die Wissenschaft und die Kunst. Liederlichkeit und

Frevellust oben, dumpfe Philisterei in der Mitte, Roheit, Unwissenheit, Aberglaube und Armut unten. Kein anmutiges Bild fürwahr. Und doch werden Sie, wenn Sie dieses Bild mit dem vergleichen, welches ein Kulturgemälde des 15. und 16. Jahrhunderts darbietet, im ganzen und großen einen höchst bedeutenden Vorschritt entdecken. Aber — wohlverstanden! — nur einen materiellen und intellektuellen Vorschritt, nicht einen moralischen. Und zwar warum nicht auch einen solchen? Darum nicht, weil es mit dem sittlichen Vorschritt der Menschheit eine ganz eigene Sache ist, d. h. wenn man näher und ganz unbefangen zusieht, so erkennt man, daß die Summe des unserer armen menschlichen Natur angearteten, eingeborenen, innewohnenden Guten und Bösen im Grunde immer und überall die gleiche bleibt. Ich möchte den sehen, der mir beweisen könnte, daß im ganzen und großen die moderne Gesellschaft sittlich höher stände als die antike. Jede Zeit hat ihr Maß von Tugenden und von Lastern. Die Formen dieser Tugenden und Laster wechseln, das Wesen bleibt. „Jedes Stadium der Zivilisation begünstigt und fördert gewisse Anlagen, Stimmungen, Neigungen, politische und soziale Anschauungen und Richtungen und stellt dagegen andere hintan oder verhindert und vertilgt sie wohl auch gänzlich.“ Nur ganz Unwissende können leugnen wollen, daß unsere moderne Kultur

nicht wenige, sondern sehr viele Erscheinungen hervorgerufen hat und groß wachsen ließ, welche unbedingt als unmoralisch, als sittlich schlecht und verwerflich zu bezeichnen sind. Viele der besseren und besten Eigenschaften unserer Vorfahren sind gerade erdrückt und erstickt worden. Und dennoch wird auch kein Wissender leugnen wollen, daß unsere Zivilisation im ganzen und großen sehr viel höher steht als die unserer Großväter und Urgroßväter.

Es kann demnach gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß auch der Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts ein Kulturfaktor gewesen ist; denn ohne die binnen jener zwei Jahrhunderte unter der Herrschaft der fürstlichen Autokratie in Europa gemachten materiellen und intellekten Vorschritte wären die unseres eigenen Jahrhunderts gar nicht möglich gewesen, weil eben die ganze Zivilisation wesentlich Entwickelung ist und demnach stets die Gegenwart die Vergangenheit zu ihrer unumgänglichen Voraussetzung hat. Es ist auch, wie ich hier mit schärfster Betonung sagen will und wie die Kulturgeschichte es unwiderleglich beweist, total falsch, zu meinen, irgend eine beliebige Staatsform als solche sei der Kultur hinderlich oder förderlich. Die Kulturgeschichte führt überhaupt den Beweis, daß die Beschaffenheit des Staatsregiments von weit weniger Einfluß, als es häufig den Anschein hat, auf die Wechsel und Wandelungen

der sozialen Entwickelung ist. Gar nicht selten setzt gegenüber der Staatsgewalt die Gesellschaft ihren Willen durch und bringt sogar bloße Marotten allen Staatsgesetzen zum Trotze zur Geltung. Oder umgekehrt gelingt es der Staatsgewalt mitunter, den Vorurteilen der Bevölkerungen zum Trotze etwas aufzubringen, einzuführen und geltend zu machen, wogegen sich das Volk aus Leibeskräften sträubt und was sich doch als eine große soziale Wohlthat geltend macht.

11.

A. H. Francke (starb 1727) gründete 1694 zu Halle seine berühmten Erziehungsanstalten, in welchen er die von ihm theoretisch geforderte Gemütsbildung der Kinder mit schönem Erfolge praktizierte. Dieser Pietist muß als einer der höchstgesinnten, menschenfreundlichsten, aufopferndsten Menschen seines Jahrhunderts in ehrenvollem Andenken behalten werden. Er hat den Beweis geliefert, daß wahrhaft edle Naturen durch die Fesseln engherziger Dogmen niemals verhindert werden können, das Richtige zu erkennen und das Tüchtige zu thun. Franckes Christentum ist in Wahrheit eine Religion der Liebe gewesen, während es bei Hunderttausenden und wieder Hunderttausenden von katholischen und protestantischen Bonzen eben nur eine Religion des Hasses war und ist.

12.

Zu einem tiefen Verfalle, wie er vorliegt in der Beugung unter die unerbittliche Tyrannei, welche Napoleon I. in seinem Kaiserwahnsinn handhabte, hat bekanntlich auch der Versuch der Franzosen geführt, die Idee der Revolution zu verwirklichen, die „großen Prinzipien von 1789", wie man sich emphatisch auszudrücken pflegt, in Staat und Gesellschaft praktisch zu machen. Wir haben eben hier eines jener unzähligen Beispiele vor uns, daß alle Hoffnungen, Ideen rein und rasch in die Wirklichkeit zu übersetzen, durchaus trügerisch sind.

Sehen wir uns das etwas näher an. Wie jedermann weiß, ist die Revolution von den sogenannten Menschenrechten, d. h. von dem Fundamentalsatze ausgegangen, daß alle Menschen vermöge ihrer Geburt gleiche Rechte haben. Daß dies nur ein wohlmeinender Unsinn, ist völlig klar. Es widerspricht ja vollständig der Natur, und nichts der Natur Widersprechendes kann sich lange behaupten. Die Natur nämlich ist bekanntlich die ärgste Aristokratin, die man sich denken kann; ihre Gebilde sind von denkbar möglichster Ungleichheit,

und sie hat nie und nirgends das geringste Bedenken, das Schwächere dem Stärkeren, die niedrigeren Organismen den höheren zum Opfer zu bringen. Durchmessen Sie das ganze Reich der Natur, überall werden Sie nur das Recht des Stärkeren triumphieren sehen. Der Ochse ist so gut ein Organismus wie der Mensch, aber der letztere ist der stärkere von beiden, schlägt also jenen tot und frißt ihn auf, ohne sich auch nur im geringsten um die heiligen Ochsenrechte zu kümmern. Das Dogma von der absoluten Gleichheit der Menschen ist nicht mehr und nicht weniger ein Wahn als irgendein religiöses Dogma. Die Ethnologie, die Lehre von den Völkern, von den verschiedenen Menschenrassen und ihren Eigenschaften, protestiert auf Schritt und Tritt gegen diesen albernen Gleichheitswahn, welchen beim heutigen Stande der Völkerkunde nur politische Charlatane noch austrompeten und nur Kretins noch glauben können. Es gibt nun einmal höher und niedriger begabte Menschen, wie es edlere und niedrigere Menschenrassen gibt, und jene und diese unter eine Schablone bringen, über einen Kamm scheren zu wollen, ist ein Blödsinn. Die französische Revolution mußte des auch innewerden. Sie vermochte ihren Fundamentalsatz von der Menschengleichheit nicht einmal annähernd, nicht einmal in Nebensachen durchzuführen. War sie doch mit allen ihren Dekreten und Gesetzen nicht einmal imstande, den Adel und die

Adelstitel zu beseitigen. Warum? Einfach darum, weil die Eitelkeit eine unausrottbare Eigenschaft des Menschen ist und weil diese Eitelkeit unendlich viel mächtiger ist als alle Staatsformen und alle Staatsgesetze. Trotzdem, daß Frankreich nicht nur eine, sondern drei Revolutionen durchgemacht hat, existiert der Adel in Frankreich und sind die Adelstitel so angesehen und so außerordentlich begehrt, daß jeder Franzose — ich meine die Durchschnittsmenschen, denn mit den Ausnahmemenschen kann man nicht exemplieren — den sehnlichsten Wunsch hat, das de vor seinen Namen zu kleben. Respekt vor adeligen Titeln herrscht auch in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz. Man kennt auch republikanische Titelsucht. Aus alledem erhellt, daß die Menschen keineswegs die Gleichheit wollen, sondern die von der Natur gesetzte Ungleichheit mit allen Kräften hegen und pflegen.

Weiter: ein zweiter Fundamentalsatz der Revolution war das Dogma von der Volkssouveränität. Wurde diese Idee verwirklicht? Konnte sie verwirklicht werden? Sehen Sie sich nur die Geschichte Frankreichs von 1789 bis heute an und Sie werden gestehen müssen, daß dieses Dogma der blankste Humbug gewesen und geblieben, ein Humbug, welchen jede der gerade im Besitze der Macht stehenden Parteien zu ihren gunsten auszubeuten suchte und wußte. Hat doch sogar Napoleon III. seine zwanzigjährige Despotie auf die Basis

der sogenannten Volkssouveränität gestellt, d. h. auf die Verhöhnung dieses Dogmas. Und der Republikaner Gambetta hat es Anno 1870—71 gerade so gemacht. Wirklich und ehrlich kann von der Volkssouveränität in ihren äußersten Konsequenzen nur etwa in Miniaturrepublikchen die Rede sein, wo man das Volk zu jeder Stunde zu versammeln vermag und wo eben alle Verhältnisse des Lebens von hoher oder höchster Einfachheit sind. Und auch dort sogar ist in der politischen Praxis die Volkssouveränität ein Phantom.

Endlich: Abschaffung der Kirche und der Priester. Wie hat dieses Wollen der französischen Revolution geendet! Geradezu in sein Gegenteil hat es umgeschlagen. Frankreich war nie katholischer, nie abergläubischer, nie fanatischer als heute.

Nun aber wollen wir uns der Lichtseite dieser großen weltgeschichtlichen Erscheinung der französischen Revolution zuwenden.

Diese Lichtseite ist, daß die französische Revolution mittels der neuen Ideale, welche sie aufstellte, ganz außerordentlich Großes für die Weiterbildung der europäischen und der menschheitlichen Zivilisation geleistet und gewirkt hat.

Die Menschheit bedarf der Ideale ganz naturnotwendig. Selbst wenn, wie ja der konsequente Materialismus behauptet und behaupten muß, die Ideale samt und sonders nichts wären als Illusionen und

Wahngebilde, würden sie dennoch für die Menschen nicht weniger notwendig sein als das tägliche Brot. Der Beweis hierfür liegt greifbar deutlich auf jeder Seite des Buches der Geschichte. Ja, die Völkerkunde hat die Beweise beigebracht, daß sogar Völker, die auf der allerniedrigsten Kulturstufe stehen, daß sogar tierähnliche Wilde wie die Eingeborenen Australiens, wie die Botokuden, die Feuerländer und die Buschmänner ihre Ideale haben, d. h. ihre religiösen Vorstellungen. Denn bekanntlich manifestiert sich die menschliche Illusionsbedürftigkeit, der menschliche Idealismus auf niedriger Zivilisationsstufe durchweg in religiöser Form. Und auch hier berühren sich sozusagen die Extreme. Denn, bemerken Sie wohl, auf höchster Kulturstufe nimmt der Idealismus häufig wieder religiöse Form an, d. h. der Staatsmann, der Forscher, der Künstler, sie alle pflegen, wenn sie eben rechte Staatsmänner, Forscher und Künstler sind, ihre Ideale mit jener Glut der Begeisterung, mit jener Leidenschaft, mit jenem Fanatismus, wie sie eben der Religion anzuhaften pflegen.

Uebrigens wechseln die heiligen Illusionen, die Ideale, wie die aufeinander folgenden und einander verdrängenden Geschlechter der Menschen. Natürlich, denn die Ideale sind ja die Endprodukte der herrschenden Grundstimmung einer Zeit. Im antiken Weltalter waren die Ideale wesentlich politische, im Mittel-

alter wesentlich religiöse, im modernen Weltalter sind sie wesentlich soziale.

Die französische Revolution nun hat mit einer ebenso ehrlichen als gewaltsamen Energie den Versuch gemacht, dieses moderne soziale Ideal auf dem Wege praktischer Politik zu verwirklichen. Indem sie ihre heilige Illusion dogmatisierte, gelangte sie zu der Formel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Die Völker haben bis heute noch nie und nirgends bewiesen, daß sie wirklich frei, d. h. wirklich und dauerhaft sich selbst bestimmend sein können, und am allerwenigsten haben das bekanntlich die Franzosen bewiesen. Was sodann die Gleichheit der Menschen und der Völker angeht, so habe ich diese Gleichheitsphrase als einen schreienden Unsinn bereits erwiesen. Und was endlich die Bruderschaft der Menschen und der Völker betrifft, so kann, wie jedermann weiß, d. h. jedermann, wer Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, in Wahrheit und Wirklichkeit nur von einer solchen Bruderschaft die Rede sein, wie sie der bewunderungswert tiefsinnigen alttestamentlichen Sage zufolge zwischen Kain und Abel bestand.

Trotzdem waren die kulturellen Wirkungen der Revolutionsideale höchst bedeutend. Warum? Antwort: Die Menschen glaubten an diese Ideale, und es ist ein wahres Wort, daß der Glaube Berge zu versetzen vermöge. In der That, der Glaube an die

revolutionäre Dreieinigkeit „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ hat ebenfalls Berge versetzt oder ganz weggefegt, Berge nämlich von mittelalterlichem Wust und Unrat, welche im gewöhnlichen Schlendrian sich noch lange zu halten und zu behaupten vermocht hätten. Die Revolution war wie einer jener wütenden, höchst aufregend auf die menschlichen Nerven wirkenden Föhnstürme, welche in der Schweiz den Frühling zu verkündigen und zu bringen pflegen. Sie fegen ungeheuere Lasten von Winterschnee weg, sie bringen sozusagen das ganze Leben der Natur wieder in Gang, sie bahnen dem früchtereifenden Sommer die Wege, welchem Sommer freilich immer wieder der Winter folgt in dem momentanen Kreislaufe des Jahres. Ja, der Föhnorkan der Revolution hat das Mittelalter weggetaut, weggeschmolzen, weggefegt. Er hat auch den Absolutismus weggeblasen, wenigstens theoretisch und prinzipiell. Die Revolution bewerkstelligte demnach einen ungeheueren politischen Vorschritt, indem sie an die Stelle des Absolutismus den Konstitutionalismus setzte, diese für die Völker, wie sie nun einmal sind, ganz naturnotwendige Vorschule des Demokratismus. Man kann also mit Grund sagen, daß die Revolution ihre staatliche Aufgabe im ganzen und großen gelöst habe. An ihrem sozialen Problem dagegen ist sie vollständig gescheitert. Natürlich! Denn die Gleichheit der Menschen und Völker ist ein

Ideal, dessen Verwirklichung den Naturgesetzen widerspricht. Nur Narren glauben daher an die Möglichkeit dieser Verwirklichung, und Gauner stellen sich an, daran zu glauben, um mit dieser Leimrute Gimpel zu fangen.

13.

Man hat die Smithsche Theorie, im Gegensatze zu dem Colbertschen Merkantilsystem und im Gegensatze zu dem Quesnayschen sogenannten ökonomistischen oder physiokratischen System, als das Industriesystem bezeichnet. Es hat in seiner Anwendung zweifelsohne höchst mächtig und wohlthätig gewirkt. Aber auch seine Schattenseiten haben sich deutlich und schmerzlich genug bemerklich gemacht. Das „laissez faire!“ oder „laissez aller!“, welches das Smithsche System predigt, darf keineswegs etwa als der volkswirtschaftlichen Weisheit „letzter Schluß“ genommen werden. Auch dieses System kränkelt eben an jener Einseitigkeit, welche allem menschlichen Denken und Thun, auch dem besten, anhaftet und eine immanente Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein sein zu müssen scheint. Denn nicht nur die Natur oder nur die Arbeit oder nur das Kapital, sondern vielmehr alle drei mitsammen erzeugen Werte und Güter. Träumer und Phantasten, welche die menschliche Natur nicht kennen und von der Geschichte nichts wissen wollen, fabulieren, es müßte und könnte einmal das Gleichgewicht der genannten drei großen

Faktoren und Motoren gefunden und dadurch der Ausbeutung der einen Menschen durch die anderen ein Ende gemacht werden. Das wäre ja recht schön und inbrünstig zu wünschen. Leider aber zerstört der ganze bisherige Verlauf der Geschichte der menschlichen Gesellschaft derartige Phantasien unerbittlich. Die Entwickelung der Menschheit ist und bleibt ein ruheloser Kampf. Ein Friede ist undenkbar, denn der Friede wäre der Tod.

14.

Im Vordergrund, im Vordertreffen des Kulturkampfes unserer Zeit stehen die historischen und die exakten Wissenschaften. Jene dienen dem Geschlechte von heute dadurch, daß sie die Vergangenheit vollständig klarstellen und den Menschen, indem sie ihnen sagen: „Seht, von dorther seid ihr gekommen,“ den Weg zeigen, wohin sie zu gehen haben. Diese, die mathematischen, physikalischen und technischen Wissenschaften, eröffnen und bahnen die Zukunftswege der menschlichen Gesellschaft. Von der ungeheueren Arbeit, welche auf diesen Gebieten seit fünfzig Jahren gethan worden ist, kann man sich wenigstens annähernd schon eine Vorstellung machen, wenn man sich auch nur der Thätigkeit eines Alexander von Humboldt, eines Gauß, eines Liebig, eines Oersted, eines Lyell, eines Agassiz, eines Elie de Beaumont, eines Darwin, eines Häckel, eines Pasteur, eines Helmholtz erinnert. Die Findungen und Veranstaltungen der modernen Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Physiologie und Mechanik halten eine intellektuelle und soziale Revolution im Gange, deren geräuschlose Kolos-

salität die bisherigen politischen Revolutionen als wahre Kinderspiele erscheinen läßt. Wir stehen mitten in dieser Umwälzung, deren Beginn man datieren kann von der allseitigen Anwendung der Dampfkraft, der Einführung der Eisenbahnen und der Verallgemeinerung der elektrischen Telegraphie.

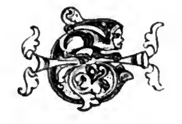
Die politische Tendenz dieser unaufhaltsamen Revolution, welche solche anachronistischen Tollheiten wie die neuesten Anmaßungen des Papsttums verächtlich unter ihre Füße treten wird, die politische Tendenz ist die Verbindung und Versöhnung des Nationalitätsprinzips mit der Freiheitsidee, also die Herstellung des nationalen Rechtsstaates. Die soziale Tendenz der modernen Entwickelung ist die größere Vermenschlichung der Gesellschaft in materieller, intellektueller und sittlicher Beziehung. Welchen Ausgang aber wird diese Umwälzung haben? Gar keinen. Denn der Kulturprozeß ist ja seinem Wesen zufolge ein unendlicher, und kaum hat die Weltgeschichte eine Aufgabe gelöst, so heischen schon wieder andere Untersuchung und Lösung.

Die Arbeit am Bau der Zukunft ist eine nie rastende. Die Hoffnungen auf ein Zukunftsparadies, auf ewigen Frieden, auf ungestörtes Völkerglück und dergleichen schöne Sachen mehr sind nur Hoffnungen von Kindern und Thoren. Ohne Kampf keine Entwickelung, und weil die Gesellschaft die rastlos vorschreitende Entwickelung ist, so ist es ihre Bestimmung, zu kämpfen,

solange überhaupt ihre labyrinthische Laufbahn währt. Frieden gibt nur der Tod. Aufhören des Kampfes ums Dasein ist also gleichbedeutend mit dem Erlöschen des Daseins selbst. Das große Sphinxrätsel: „Warum der Mensch und wozu die Weltgeschichte?" wird nie gelöst werden. Auch dann nicht, wenn mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit des Erdballs das Aufhören der Menschheit von selbst gegeben sein wird. Wir müssen das eben mit Resignation hinnehmen und die uns auferlegte Arbeit thun, wie sie unsere Vorfahren thun mußten und unsere Nachfahren werden thun müssen.

Und das wäre das Resultat, das der Trost, welchen die Kulturgeschichte zu gewinnen und zu spenden weiß? Jawohl. Ich weiß kein anderes Resultat und keinen anderen Trost. Denn die Geschichte ist nicht dazu da, zu phantasieren wie die Poesie und wie die Religion, welche den Menschen eine rosenrote, goldene Zeitalterzukunft vormalen. Sondern die Geschichte kann, eben weil sie Geschichte ist, nur sagen: „So war es, und weil es in der Vergangenheit so war, wird es in der Zukunft so sein. Die Formen der menschlichen Gesellschaft wechseln, aber das Wesen bleibt."

In memoriam.



Letzter Gang.

1.

In memoriam.

Wenige Wochen vor seinem Hinscheiden hatte Professor Johannes Scherr sich zum letztenmal vom Krankenlager nach seinem Arbeitszimmer hinüber geschleppt und dort aus dem Schreibpulte das Manuskript hervorgeholt, das, leider ein Torso, die erste Arbeit dieses Buches bildet. Mit wehmütigen Gefühlen hatte er es seinem Verleger überschickt, gleichsam wie um ihm zu zeigen, daß er wenigstens den guten Willen gehegt, sein Versprechen einer Arbeit über Jesuitismus und Freimaurerei zu erfüllen.

Aber dem guten Willen entsprach die Kraft der Ausführung nicht mehr. Sie war durch den furchtbaren Ansturm der Krankheit gebrochen. Dem letzten Gange nach dem Hörsaale im eidgenössischen Polytechnikum (Mai 1886) und dem letzten Gange nach

dem Arbeitszimmer (im Herbste) folgte bald derjenige, von dem noch kein Irdischer wiedergekommen ist. Eine Herzlähmung endete wahrhaft erlösend die zeitweise entsetzlichen Leiden der letzten Wochen Scherrs.

Am 24. November, drei Tage nachdem der Befreier Tod sein Werk gethan, bewegte sich ein gewaltiger Leichenzug von der Wohnung des Entschlummerten nach den Hallen der Frauenmünsterkirche. Aus nah und fern hatten sich Freunde, Kollegen, dankbare Schüler und Verehrer Scherrs eingefunden. Die studierende Jugend gab ihrem Lehrer unter den ernsten Klängen einer Trauermusik und nach ihren Vereinigungen geordnet mit umflorten Fahnen das letzte Geleite. Feierliches Orgelspiel, erhebende Vorträge des Tonhalleorchesters und ergreifende Lieder des akademischen Gesangvereines, der mit vollem Rechte bei diesem Anlasse das Horazische „Integer vitae“ erklingen ließ, wechselten bei der Feier in der Kirche mit den Ansprachen des Stiefsohnes des Verstorbenen, Pfarrer Haggenmacher, und des Vertreters der Behörden und Lehrerschaft des Polytechnikums, Professor Dr. Julius Stiefel.

Vom klaren Himmel sandte die Spätherbstsonne noch ihre letzten freundlichen Strahlen nieder, als der Leichenzug sich nach dem weit von der Stadt Zürich entfernten Zentralfriedhofe bewegte. Dort nahm ein still gelegenes Grab an der Nordmauer die sterbliche

Hülle Scherrs auf. Die Studierenden senkten die Fahnen über der Gruft, und einer aus ihnen, Ugo Bisutti aus Udine, rief dem verehrten Lehrer noch bewegte Dankesworte nach.

Scherrs letzter Gang war vollbracht. Bei der Bedeutung dieses Mannes wird es nur als berechtigt erscheinen, wenn als Erinnerungsblätter gleichsam, gepflückt auf diesem letzten Gange, die nachfolgenden Ansprachen, sowie Professor G. Mählys Nachruf in der „Allgemeinen Zeitung“ hier wiedergegeben sind

---

2.

Aus der Ansprache von Pfarrer Haggenmacher.

Geehrteste Trauerversammlung!

Entführt das Geschick einen Menschen von unserer Seite, mit dem wir uns durch die Bande des Blutes, der Liebe, der Freundschaft verbunden fühlten und mit dem wir eine gute Strecke des Lebens gemeinsam wanderten, so pflegen wir noch dem Scheidenden bewegteren Gemütes nachzuschauen. Doppelt stark empfinden wir dann, was er für uns, was er auch für viele andere gewesen. Das Bild seines Wesens und Wirkens steigt lebendig vor der Seele auf, und aus ihm heben sich wieder besonders heraus die Züge seines Charakters. Und wann ist das mehr der Fall, als wenn das Scheiden wie hier ein solches für immerbar im Tode ward?

Kein billig Denkender kann es mir jetzt übel deuten und als Eitelkeit oder gar Schmeichelei auslegen, gestatte ich mir, ob auch durch enge Bande der Angehörigkeit mein Leben lang mit diesem Entschlummerten verbunden, in wenigen Zügen nicht sowohl eine

Lebensskizze zu bieten, als auf sein inneres Wesen und seinen Charakter hinzudeuten. Stand doch Scherr fürwahr als ein scharf ausgeprägter eigenartiger Charakter da, der, im Kampfe des Lebens gestählt, auch manchen herberen Zug annahm. Wie überhaupt keinem Staubgeborenen, der da weiß, daß jedes würdige Menschenleben einen höheren Zweck hat, und der diesen zu erfüllen strebt, der Kampf erspart bleibt, so war solcher auch Scherr reichlich beschieden. Er wußte, daß Leben kämpfen heißt, und richtete sich danach. Und fürwahr einen hervorragenden Kämpfer tragen wir in ihm zu Grabe und einen treuen, der seine Waffe bis zum letzten Augenblicke nicht sinken ließ.

Sprosse einer kinderreichen Schulmeisterfamilie, hatte er von früh auf Gelegenheit, mit Sorge und kargen Lebensverhältnissen bekannt zu werden. Während seiner Schulzeit und Studienjahre auf Gymnasien und Hochschulen der württembergischen Heimat wie des Auslandes galt es für ihn, sich in strenger Selbstbeschränkung und mancher Entsagung zu üben. Die feste Entschlossenheit und Unbeugsamkeit, ein Erbteil vom Vater her, das empfängliche und reiche Gemüt, eine Mitgabe seiner Mutter, eiserner Fleiß, der das angeborene hohe Talent auf Wucherzinsen anlegte, und ein reich Teil Lebensfrohmutes und gesunden Humores halfen ihm manche Versuchung entbehrungsvoller Tage der Jugendzeit siegreich überwinden.

Seine Losung hieß ja von früh an: „Gradaus!" und keiner der vielen Gegner, die er sich durch seine Art erworben, wird ihm das Zeugnis verweigern können, daß er diese Losung treu befolgte bis ans Ende. Knorrig, aber auch fest wie eine Eiche, war und blieb er ein standhafter Prinzipmann, um mich eines Ausdruckes zu bedienen, den er selbst gern von ihm ähnlich Gearteten gebrauchte.

Und wie hat das Herz dieses Mannes von seinen jungen Tagen an bis zum Tode von glühender Liebe für die Freiheit, die Größe und das Wohl seines deutschen Vaterlandes und Volkes geschlagen. Da war es denn kein Wunder, wenn es in den vierziger Jahren, als weitum die Völker Europas von einem Frühling der Freiheit und Gerechtigkeit träumten, auch von diesem Frühlingswehen ergriffen wurde. Scherr stellte sich, vom Vertrauen vieler seiner Mitbürger getragen, auch in die Reihen der Vorkämpfer für Volksfreiheit und Volksrechte. Und daß er dabei eine schneidige Klinge führte, dafür zeugte seine Verurteilung zu fünfzehnjähriger Kerkerhaft seitens der siegreichen Reaktion. Glückliche rechtzeitige Flucht rettete ihn in die Schweiz, die er schon in der Jugendzeit kennen und lieben gelernt und die er oft dankbar sein zweites Vaterland genannt hat. Die Frucht dieser politischen Kämpfe war für ihn nun manche Jahre hindurch wieder vielfacher Kampf mit der Sorge in

dem Haushalte, den er mit Frau M. S. Kübler gegründet, jener treuen Mitkämpferin, die so trefflich die Art seines Geistes und Charakters verstand und ihm in düstersten Tagen durch ihre Mitarbeit manche Sorge erleichterte. Wer ihm im engeren Kreise des Hauses nahe gestanden, wie es mir, dem Sprechenden, vergönnt war, der weiß, mit welcher Liebe er all den Seinen zugethan war, wie er ein Haupt des Hauses war, das an sich jenes evangelische Wort von dem guten Hausvater wahr machte, der aus seinem Schatze des Wissens und Könnens das Beste, Altes und Neues den Seinigen darbietet. Manche, die Scherrs Schriften lasen und lesen, werden aus denselben kaum erkennen, welch ein liebewarmes Gemüt die oft rauhe Seite seines Außenwesens verbarg. Es wußten's mehr nur seine nächsten Angehörigen; mir aber ist es in dieser Stunde eine süße Pflicht der Dankbarkeit, zu bezeugen, daß er mir war, was je nur ein treuer Vater einem Sohne sein kann, und war ich doch nicht sein eigen Kind. Und wer ihm ein treuer Freund gewesen, der weiß auch seine Freundestreue zu preisen; wer aber als Schüler um seinen Rat und seine Hilfe gebeten, den hat er, ein bewährter Lehrer, nicht von sich gehen lassen, ohne ihm eine gute Waffe für den Kampf auf dem Felde des Geistes mitgegeben zu haben.

Ein scharfer Hauch der Verbitterung und des Pessimismus weht durch manche Blätter der Schriften

Scherrs, weshalb sich viele von ihnen abgestoßen fühlten. Woher dieser Charakterzug? Er wurzelte in seinem unbesiegbaren Glauben an das Ideale und dessen Wahrheit, an die Macht des Guten und Schönen. In den Dienst dieses Glaubens stellte er das Schwert seines starken Geistes, durchglüht von grimmem Zorne und Hasse gegen allen rohen und gemeinen Materialismus, der die Welt entgöttert und entgeistet. Seinem Lieblingsdichter Schiller folgend, flüchtete er immer wieder gern in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen". Doch nicht etwa, um zurückgezogen selbstgenugsam sich für sich allein an den Ideen der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der echten Humanität zu erquicken und über die rauhe Wirklichkeit der Dinge im Schmollwinkel sich hinwegzutrösten, nein, vielmehr um mit neuer Kampfesfreudigkeit in seinen zahlreichen Schriften und als Lehrer für eben die Güter einzutreten und zu wirken, die er als die edelsten erkannt hatte, feind aller Halbheit und Mattherzigkeit.

Es ist wahr, ein Gläubiger im Sinne irgend einer Kirche wollte er nie sein, aber jede aufrichtige und duldsame Religiosität achtete er hoch, groß denkend von Jenem vor allen, der sein Kreuz nach Golgatha getragen. Es ist wiederum wahr, er kämpfte oft grollend unter dem Feldzeichen eines düsteren Pessimismus. Aber wer als Leser ihn recht gelesen

und verstanden, wer als Zuhörer — und wie viele im Lebenskampfe Ergraute saßen da neben thatenfrohen Jünglingen — ihn recht gehört, der merkte ja wohl, daß sein Pessimismus doch nur ein Ausdruck des Schmerzes war darüber, daß alle die Ideale so langsam sich verwirklichten, an die er felsenfest glaubte. Hinter der dunkeln, rauhen und bitteren Schale lag ein edler, goldener Kern. Manche schmerzliche Erfahrung und Enttäuschung hatte eben einen bleibenden Stachel in seinem Herzen zurückgelassen. Wer aber keinen solchen je verspürt, gibt sich das bedenkliche Zeugnis, daß er nie schwer gerungen und heiß gekämpft habe. Es ist ferner wahr, daß mancher wuchtige Streich, den er geführt hat, den Gegner unnötig verletzte oder auch unverdient traf. Doch erhob er nie den Anspruch auf Unfehlbarkeit in der Führung seiner Waffe. Das ist gewiß, daß er mit ihres Stahles Schärfe nicht nur Wunden geschlagen, sondern auch fruchtbaren Grund wie mit einer Pflugschar aufgebrochen hat für eine ideale Saat, die allen Feinden zum Trotze später noch eine gute Ernte bringen wird.

Doch genug der Züge zu seinem Charakterbilde. Wie schmerzlich fiel es ihm letzten Frühling, als just ringsum ein neues, volles Leben aufgeblüht war, von heftiger Krankheit ergriffen die Waffen niederlegen zu müssen. Tiefe Wehmut beschlich ihn, erkannte er, wie

auch die treueste, liebevollste Pflege der Gattin und die Sorge des Arztes ihm die Kraft nicht wiedergeben konnten, noch einmal auf den Plan zu treten. Der Mann, der schon in früheren Jahren standhaft schwere körperliche Leiden geduldig getragen hatte und jetzt die Fesseln eines schmerzreichen Siechtums sich auferlegt sah, litt am meisten gemütlich, wenn seine zeitweisen kurzen Versuche, wieder zu arbeiten, sich als ohnmächtig erwiesen. Aber eine freundliche Milde, die das Feuer des Kampfes oft hinterhalten hatte, ließ ihn nun auch Dinge und Menschen, die er etwa zu pessimistisch trübe geschaut, in freundlicherem Lichte sehen.

Nicht ihm selbst ganz unerwartet, aber doch unvermutet schnell und mildfreundlich, wie er es gewünscht, nahm ihn der Tod hinweg aus den Reihen der Erdenkämpfer. Wir sprechen über seiner Hülle: Du hast viel gekämpft, hast auch viel gelitten, aber um höchste Güter in Treue und Liebe. Nun ruhe aus! Friede deiner Asche!

3.

Rede von Professor Dr. Julius Stiefel.

Es ist mir der ehrende Auftrag geworden, im Namen der Schulbehörde und im Namen der Lehrerschaft des eidgenössischen Polytechnikums der großen Verdienste zu gedenken, welche der abgeschiedene Professor Johannes Scherr als Lehrer der Geschichte an der obersten Bildungsanstalt unseres Landes während sechsundzwanzig Jahren treuester Pflichterfüllung sich erworben hat.

Ich will versuchen, diesen Auftrag zu erfüllen, obwohl durchdrungen von dem Gefühle, daß an dieser Stelle einer jener Männer sprechen sollte, die dem teuren Verstorbenen durch langbewährte Freundschaft, durch Gleichheit des Alters, der Bestrebungen, der Lebensschicksale innerst verwandt und verbunden waren. Allein nahezu vollständig gelichtet hat sich die Reihe jener edlen deutschen Männer, welche, durch den Wellenschlag politischer Bewegungen in unser kleines Bergland hineingedrängt, Asyl und Amt, das wir ihnen boten, hundertfältig durch segensreiches Wirken

vergalten und zwischen ihrer unvergeßlichen Heimat und unserem schweizerischen Vaterlande innige geistige Bande geknüpft haben. Vorangegangen ist dem Verblichenen der teure Bruder, Dr. Thomas Scherr, der einsichtige Organisator des zürcherischen Volksschulwesens, der begeisternde Lehrerbildner. Vorangegangen sind ihm die treuen Freunde und Kollegen: der markige, willensmächtige Bolley, Scherrs vertrautester Herzensfreund; der feine, milde, geistig bewegliche Culmann; Gottfried Semper, der große Kenner und schöpferische Meister der Schönheit, der so gern als eifrigen Leser Scherrscher Schriften sich bekannte; der für Kunst und Freiheit glühende G. Kinkel. Vorangegangen sind ihm auch seine schweizerischen Freunde: Augustin Keller, Jonas Furrer und Alfred Escher, mit denen er so redlich in bösen und guten Tagen Liebe und Sorge, Freude und Stolz um unser kleines, teures Vaterland teilte, und denen er, als edelsten Trägern vornehmen Republikanertums, mit seiner Kunst und Macht der Gestaltung litterarische Denkmale geschaffen hat, für welche wir Schweizer ihm noch besonderen Dank zollen.

Sie alle wissen, wie an den Abenden, da Professor Scherr seine Vorlesungen hielt, das größte Auditorium des Polytechnikums die Scharen wißbegieriger Zuhörer oft kaum zu fassen vermochte. Worin lag das Geheimnis seiner auf so manche

Generationen wirkenden Anziehungskraft? Es lag nicht in irgend welchen bestechenden äußeren Vorzügen; weder in jenem einschmeichelnden, süßmelodischen Wohllaut der Stimme und Sprache, wodurch Kinkel entzückte, noch in jener Macht des Auges und der unmittelbaren persönlichen Beziehung, welche manche Redner sofort zu ihrer Hörerschaft gewinnen. In der Art, wie der behäbige Mann mit dem breiten Gang, den offenen Gesichtszügen, der geistbeleuchteten Stirne zum Katheder schritt, wie er bedächtig sein Manuskript sich vorlegte, sein Auge bewaffnete, lag etwas behaglich Magistermäßiges. Niemand hätte den kampflustigen Schriftsteller sich also vermutet. An sein breit und herb klingendes Organ, das mühelos weite Räume beherrschte, an seine etwas schwäbelnde Aussprache in eigentümlicher Verbindung mit dem auch im Anlaut scharf norddeutsch gesprochenen „St“ mußte man sich erst gewöhnen. In seiner Haltung war er den Hörern mehr ab- als zugewandt. Sein Auge schweifte gern, während er aus Geist und Seele heraussprach, wie träumend in das zauberische Landschaftsbild hinaus, das die Fenster seines Hörsaals ihm entgegenwarfen. Die Rede floß ihm ungleichmäßig, nicht in jenem ungebrochen strömenden Guß wie die Diktion seiner Schriften. Und dennoch lag man sehr bald in ihrem Bann.

Dieser Zauber von Scherrs Kathedervortrag

strömte aus innerlichen Quellen und war von mannigfacher Art.

Den unmittelbarsten Reiz übte die unvergleichliche Frische des Inhalts und der Form, die sich auch dann noch nicht verlor, ja nicht einmal schwächte, als ihm die körperliche Rüstigkeit zu versagen begann. Diese Urfrische aber hatte ihren Quell in einer unversieglichen Lust des Lernens wie des Lehrens, welche Scherrs eigenste Natur ausmachte, und wodurch er für die studierende Jugend so unmittelbar vorbildlich wurde. Scherr brachte immer wieder Neues, erschien selber immer wißbegierig, forschenslustig. Stoffe, die in programmmäßigem Turnus vorgetragen werden müssen, brachte er in immer neuen Wendungen. Einer pädagogisch veranlagten Familie entsprossen, trug Scherr den Trieb des fröhlichen Aneignens, Verarbeitens, Wiedergebens von Haus aus im Blute. Seine Belesenheit war die „uferlose“ Jean Pauls, sein Behagen des Dozierens fühlte sich aus jedem Worte heraus. Den erzieherischen, belehrenden Trieb strebte er nun in größtem Umfang auszuleben. Ihm war es eine innerste Lust, durch gemeinverständliche, plastische Darstellung von Geschichtswissenschaft, zeitweise auch von Litteraturgeschichte, der ihm lauschenden internationalen Jugend ein ideales Gegengewicht gegen die technischen, exakten, formalistischen Kenntnisse zu bieten, wie er in seinen Schriften in großen Zügen

und weitestem Umfang Geschichte und Politik, Kulturgeschichte und Poesie zum Gemeingut des Volkes zu machen strebte. Rastloser Fleiß, bewunderungswürdige Raschheit der Auffassung, eine geradezu beispiellose Gedächtniskraft, ausgebreitete Sprachkenntnisse befähigten ihn in außerordentlichem Maße zu dieser Aufgabe.

Aber keineswegs bloß Gedächtnisschatz, Notizenwerk, Bücherweisheit war sein Wissen. Es strömte ihm zugleich aus dem Leben, aus der Erfahrung zu. Durch volle fünfzig Jahre hin hat Scherr Geschichte und litterarische Bewegungen miterlebt, miterlitten, miterstritten! Daher kam ihm jene wunderbare lebendige Anschauung von den politischen und litterarischen Dingen, daher jene Kraft der Vergegenwärtigung und schimmernder Farbe in der Darstellung, daher jene kühn gezogenen Analogien, wodurch er einer internationalen Zuhörerschaft von sehr ungleichartiger Vorbildung die entlegensten Zeiten und Völker nahe zu rücken wußte, allerdings oft den Stoff gewaltsam modernisierend.

Dieses doppelströmige Wissen nun warf Scherr aus einem reichen, vielbeweglichen Geiste zurück. Ein Sprühregen von Gedanken und geistreichen Einfällen, von Ideen und Sentenzen durchwirkte seine Rede. Die geistige Durchleuchtung des Stoffes, die Herrschaft des Gedankens über die Materie,

oft ein souveränes Spiel des Denkens, der Phantasie und des Humors mit dem Stoffe verliehen seinem Vortrag jenen packenden Reiz, der für Studierende naturwissenschaftlicher und technischer Fächer noch seine ganz besondere Bedeutung hatte.

Diese Ideen und Tendenzen waren die spezifisch modernen: Probleme und Meinungen, Postulate und Streitfragen, wie sie das unmittelbare Leben, die drängende Folge politischer Ereignisse, der Tag, ja die Stunde aufbrachten. Daher schon in der Wahl der Stoffe die ausgesprochenste Vorliebe für moderne, ja modernste Vorgänge. Als ein kühner Pionier ist Scherr in das Gewirr zeitgenössischer Politik eingedrungen, sammelnd, sichtend, in kecken Umrissen, Skizzen, Fresken gestaltend. Das Anrecht des Historikers auch auf die Gegenwart hat er in ausgedehntestem Maße zur Geltung gebracht, das Interesse für moderne Geschichte, für die Erfassung der Zeit in eminenter Weise geweckt. Die politischen Ereignisse sogar unmittelbar während seiner akademischen Thätigkeit hat er, Schritt für Schritt sich ihnen an die Ferse heftend, alle in seinen Vorlesungen sich rückspiegeln lassen: Napoleons III. Staatsstreich und Mißwirtschaft, die Misère der deutschen Bundestagspolitik, den Krieg von 1866, das große Jahr Deutschlands, die sozialen Gärungen, die klaffenden Kontraste von Despotie und Revolution,

von ultramontanen und rein humanitären Bestrebungen und Organisationen. Ja, wie Börne, Heine und Gutzkow hatte er den Mut, auch das Werdende, Gärende, Unfertige einer selbst unfertigen Zeit in Rede und Schrift aufzufangen. Er erscheint so häufig — namentlich in seinen Essays — ungleich mehr als Publizist und Journalist, als Verkündiger und Verbreiter zeitgenössischer Bewegungen und Strebungen, denn als Historiker; wie er in seinen strenger geschichtlichen Werken, denen ein bedeutendes, populär-historisches Gewicht nicht abgesprochen werden kann, den Journalisten auch nie ganz verleugnet. Aber sein Journalismus hat immer einen großen Zug, wie der Börnes und Gutzkows; es ist nicht der leichtkarätige; es ist ein geistgeweihter, historisch gesättigter, ein Journalismus auf großem Postament und mit weltgeschichtlichen Perspektiven.

Zu diesem reich beweglichen Denken, das aber vor den letzten logischen Konsequenzen mit einem praktisch-naiven Instinkt klug umbeugte, trat als letzter mächtiger Faktor: Gemüt, Empfindung, Leidenschaft. Mit dem Herzen faßte Scherr alle Dinge auf, aus der Stimmung heraus, oft aus einer sehr momentanen, sprach und schrieb er. Das gab das lyrische und dramatische Element, den Kampfton seines Wortes. Hieraus entsprangen die reichen Kontraste und schroffen Wechsel seiner Ansichten und Stimmungen, die oft zu grellen

Lichter und zu schwarzen Schatten, die häufig ungemessen hyperbolisierende Gewaltsamkeit der Darstellung; aber auch „Seelenwärme, innere Wärme, Mittelpunkt“: Feuer-loderndes! zündendes!

Aus diesen innerlichen Elementen erwuchs auch der ethische Geist seiner Darstellung: seine Begeisterung für die Freiheit auf allen menschlichen Gebieten, für Hebung und Förderung der gedrückten Schichten, für möglichste Ausgleichung der sozialen Ungerechtigkeiten. Wenige Tage, bevor die tödliche Krankheit ihn befiel, äußerte er mir seine tiefe Anteilnahme an der gerechten Sache der belgischen Arbeiter. Seine warme Liebe und Sorge für die unteren Volksschichten gerade, deren hartes Ringen er aus eigener Erfahrung kannte, erregte in ihm jenen berserkerhaften Zorn, wenn er die soziale Entwickelung durch Utopien und Jakobinertum gefährdet und diskreditiert glaubte. Aber die Darstellung gerechter und reiner Volksbewegungen und Aufstände war seine innerste schriftstellerische Lust: jene Stunden, da er mit seinem markigen Wort, dessen Herbigkeit wieder so wundersam von warmem Seelenton angehaucht war, die Freiheitskriege von Hellas und Amerika, die nationale Erhebung des deutschen Volkes von 1813—1815, die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 schilderte: sie werden jedem seiner ehemaligen Zuhörer unvergeßlich bleiben — als zu den schönsten akademischen Erinnerungen zählende!

Was immer die Gelehrten von der strengen historischen Observanz an Scherrs Geschichtsbehandlung mögen auszusetzen haben, sein Buch vom Blücher und von 1848, seine „Germania“ und sein „Krieg von 1870“ sind vom unvergänglichen Zug und Hauch des echten Völkerfrühlings und glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe durchweht.

Und ethisch hoch und schön war auch Scherrs energisches Pathos für alles Gute und gegen alles Schlechte; mochte es auch noch so jäh zwischen Enthusiasmus und Verzagtheit, zwischen Optimismus und Pessimismus fluten und ebben. Sein jeweiliger Pessimismus, sein rastloser Eifer in Kennzeichnung und Brandmarkung alles Bösen, Verkehrten, Niederträchtigen war ja der Schmerzensschrei eines treuen Idealismus und der Aufrüttelungsruf zur immer erneuten, idealen Kampfesarbeit. Politische, Kultur- und Litterärgeschichte waren ihm überhaupt nur Mittel zu dem Zwecke: das politische und ethische Denken und Fühlen in den weitesten Volksschichten zu wecken und zu bilden. Und fürwahr! Scherr hat mächtige Fermente in die moderne Gesellschaft geworfen: in die internationale Jugend, die horchend zu seinen Füßen saß, unter denen so viele Söhne jener Benjaminvölker des Ostens waren, die mit ihrem mächtig erwachenden Nationalgefühl die Berechnungen der Diplomaten und

die brutale Politik der Despoten zu schanden machen und heldisch um ihre Freiheit ringen.

Doch nicht nur aufrütteln und erregen wollte Scherr, nein, auch sänftigen, läutern, erheben. Das Evangelium des Schönen, der seelenbildende Zauber der Poesie erschien ihm als ein wirksamstes Mittel hierzu. Dem Panier der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, das Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Wilhelm von Humboldt und Schlegel über ihrem Volke erhoben, hat er einen treuen Kämpfer gestellt. In seinen Vorlesungen über „weltlitterarische Charaktere“ namentlich suchte er durch Auswahl alles Schönsten, was unter jeglicher Sonne dem Borne der Poesie entquollen, die Jugend für das Ideale zu gewinnen und ihr fürs ganze Leben den Sinn für die edelste Erholung und den reinsten Genuß, wie Poesie und Kunst ihn bieten, zu erschließen. Bei allem ästhetischen Feingefühl war sein Blick doch vornehmlich auf den Gedankengehalt, besonders den aufklärenden, gerichtet. Daher seine ausgesprochene Vorliebe für Lessing und Schiller; für Goethes Faust; für Rückert und Uhland, Börne und Platen; für Julius Mosen, Gutzkow und Jordan, die anzupreisen er sich nicht genug thun konnte.

Dem weiten Umfang des Stoffes entsprach die Kunst und Gewalt der Darstellung. Man wird Scherr nie gerecht werden, wenn man das Natur-

spiel von Historiker und Journalisten, Dichter und Satiriker in seinem innersten Wesen nicht zu verstehen vermag. Sein gesprochenes Wort war, wie sein geschriebenes, eine merkwürdige, oft seltsame Mischung von drastischer Urwüchsigkeit mit künstlerischem Glanz und Schliff, wobei es ohne Derbheit und Barockheit so wenig abging wie bei Carlyle, Rabelais, Fischart. Aber in Wort und Bild war er immer farbenkräftig, durchschlagend, ins Herz treffend: es war gehauen und gestochen, wie wir Schweizer sagen. Mit wenigen markigen Zügen, mit mächtigen Freskostrichen wußte er Persönlichkeiten, dichterische Werke, Situationen, ja den Umriß ganzer Zeitalter rund hinzustellen vor das Auge der Phantasie: daß es eine Lust war zu schauen, wo man nur zu hören gekommen war! Der scharfgespitzte Pfeil seiner aphoristischen Urteile aber flog oft so klingend ins Zentrum, daß die Seele der beweglichen Jugend innerlichst aufjauchzte.

Dazu kam eine reizvolle Kunst in Anordnung, Gruppierung und Aufbau des Stoffes. Der ausgesprochen novellistische Zug: die Fülle malerischer Einzelzüge, der reiche Griff in das Anekdotische — zugleich die dramatische Vergegenwärtigung, der Wurf des Stoffes in große Bilder und Szenen: das alles verlieh Scherrs Kathedervortrag noch unmittelbarer jene fesselnde, Behagen weckende Wirkung, die seine historischen Schriften zu den gelesensten der

Geschichtslitteratur macht. Ganz besonders aber eignete ihm ein spielendes Geschick der Massenbewältigung; wenn er Revolutionen, Verschwörungen, Kabinettsintriguen schilderte, war es ein spezifisch ästhetischer Genuß, die Knäuel sich verwickeln und abrollen zu sehen.

Und was war er nicht für ein Charakterzeichner und Seelenmaler! Wie wußte er, einen Cäsar, einen Bonaparte, einen Sulla oder Cromwell schildernd, in blitzartigen Lichtern tief verschlungene, dämonische Gemüter zu erhellen und titanische Naturen in mächtigen Umrissen aufzufangen. Hatte man ihn aber über Perikles oder Washington, über Franklin oder den Freiherrn von Stein sprechen hören, so blieb einem das leuchtende Bild geistgeweihter staatsmännischer Größe, des lautersten Patriotismus unvergänglich in das Herz eingesenkt.

Das spezifisch Künstlerische aber, was die besonderste Eigenart und das innerste Geheimnis von Scherrs Darstellung ausmachte, war die mächtige Mitwirkung der Phantasie. Sie hat ihm manchen Streich gespielt in Rede und Schrift, aber sie war es auch, die ihm die herrlichen Eingebungen verlieh, in denen er bisweilen wie ein Dichter und Seher weittragende Wahrheiten aussprach. Seine Darstellungen waren durchweg geartet und gestaltet nach jenem Wort seines erklärten Lieblingsbuches:

„Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören!“

In der That, die komische und satirische Ader war mächtig in Scherr. Ein Schalk, ein Kobold saß ihm im Nacken; der kicherte, klingelte, rumorte, renommierte unablässig hervor. In seiner Gepflogenheit unter allen Umständen das Ding beim wahren Namen zu nennen, mischte sich urschwäbisch derbes Auflachen über die Verkehrtheit der Welt, die Schelmenstreiche der Materie und die Entartung gewisser Naturen und Zeiten mit dem Eifer der Wahrheitsenthüllung gegenüber diplomatischem oder gar scheinheiligem Vertuschen und Beschönigen.

Aus diesen mannigfachen Elementen bildete sich jene reiche Symphonie rednerischer Wirkungen des Scherrschen Kathedervortrags, der bald mit sprühender, zündender, bannender Gewalt die Zuhörer packte, rüttelte, durchblitzte, bald „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwang“. Fürwahr, wenn man den Hörsaal verließ: man war nicht fertig mit der Sache, nein, recht im Gegenteil glühte man, selbst sich nun damit zu beschäftigen, sich darin zu vertiefen. Und nicht das letzte Zaubermittel, das dabei wirkte, war die in seiner ganzen Vortragsweise so unverkennbar mitklingende Liebe zur Jugend, die aus seiner eigenen, unverwüstlichen Jugendlichkeit des Geistes und

goldlauteren Herzens quoll, und der gewinnende Humor, die gemütvolle Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr mit den Studierenden.

Nehmt alles nun in allem: das schweizerische Polytechnikum hat einen trefflichen Mann verloren, einen Lehrer originellster Art, einen unnachahmlichen Meister des akademischen Vortrags; die litterarische, politische und soziale Welt aber einen realen Kämpfer für das Ideale!

Mir ist, ich hör' ein Flüstern in den Lüften über diesem Sarge, ein Grüßen aus dem stillen, ernsten Geisterreiche, ein mannigfaltiges, aus Nord und Süd, aus Ost und West, auf Flügeln aller Winde hergetragen! Doch am vernehmlichsten klingt mir vom Père Lachaise, wo deutsche Söhne neben Frankreichs großen Toten ruhen, die Stimme des edlen Börne herüber, und von Siziliens ewig sonnigen Gestaden wie Meereswogenschlag melodisch Platens Gruß, und aus der deutschen Heimat, wohin der nunmehr Abgeschiedene von freier Schweizerhöhe so oft umflorten Blickes, sehnsuchtbrennenden Auges ausschaute, das Willkommenswort des Geistesritters, und von Julius Mosens friedumwehter Ruhestätte der Widerhall des Freundesgrußes, den ihm der Ueberlebende auf die Erlösung von langer Leiden Qual einst nachgerufen, nicht ahnend, wie ein gleiches Los ihm selbst beschieden. Und alle grüßen sie den Geistesfreund, der, selber der Ver-

bannung Brot essend, den Verbannten oder im eigenen Heimatland Verfolgten und an die Schwelle der Vergessenheit Gedrängten so eifervoll, so warm und mächtig klingend der Anerkennung Wort gesprochen.

Und du, in deiner blühenden Lebensfülle, unserer Zukunft Stolz und Bürge: studierende Jugend, die du des Abgeschiedenen letzten Wunsch, still und ohne Gepränge ihn zu seiner Ruhestätte zu begleiten, zartsinnig zu erfüllen und doch zu vereinen wußtest mit dem eigenen Drang, deine innerste Liebe und Begeisterung für ihn nicht ohne Ausdruck zu lassen: sei dir Dank dafür gesagt!

Umflorte Fahnen und Paniere! Farbenleuchtende Symbole ihr von allem Höchsten, Edelsten des Daseins, worin die innerste Seele des Verblichenen geatmet hatte: des Glühens für Vaterland und Freiheit, des Aufschwungs des Gemütes zu den ewigen Dingen, zu Wahrheit, Weisheit, Schönheit: die ihr euch eines huldigenden Augenblickes Dauer neigtet über eines braven Kämpfers würdevollem Staub — entrollt euch wieder, ragt wiederum hinaus ins volle Kampfesleben, auf daß eine allen edlen Vorfechtern freudig nachstrebende Jugend zu eigenem Werk sich um euch schare:

„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!"

4.

Nachruf von stud. chem. Ugo Bisutti am Grabe des Verstorbenen.

Im Namen der Studierenden beider Hochschulen Zürichs überbringe ich dem Professor Johannes Scherr den letzten, den Scheidegruß.

Alle, die heute seine irdische Hülle bis zu dieser stillen und trauerweckenden Stätte begleitet, sie alle fühlen gar wohl, welch großen Verlust Litteratur und öffentlicher Unterricht durch sein allzufrühes Hinscheiden erlitten haben. Allein niemand vermag diesen Verlust tiefer zu empfinden als gerade diejenigen, die sich noch vor wenigen Monaten an seinen gelehrten, offenen und bezaubernden Worten begeisterten, die, in inniger Fühlung mit ihm, seinen Gedanken und Ideen lebten und die nun heute von ihm, dem nicht nur geschätzten, nein, auch wirklich geliebten Lehrer, für immer Abschied nehmen müssen. — In seinen Büchern und Schriften liegt zwar die Frucht seiner langen und emsigen Studien und Forschungen aufbewahrt; dort liegen sie gesammelt, seine allumfassenden Ideen, seine wunderbar tiefen Gedanken; aber

das geistvolle Wort der hinreißenden Beredsamkeit, der Zauber, den er auf seine Zuhörer ausübte, — sie (dankbar sei es hier gesagt) für alles wahrhaft Edle und Gute entflammend —, können nur als teuere Erinnerungen in unseren Herzen weiterleben. — Wie sehnten wir uns nicht, wenn der einem ermüdenden Studium abstrakter, trockener Wissenschaft gewidmete Tag zur Neige ging, wie sehnten wir uns da nicht nach jenen Stunden froher, geistiger Geselligkeit, in welchen er uns seine Probleme aus der Geschichte entwickelte und unserer Gedankenwelt so manchen neuen, ungeahnten Horizont erschloß. Es war ein fühlbarer Mangel in dem Herzen eines jeden seiner Schüler, ein unliebsames Entbehren jener geistbelebenden Zusammenkünfte, als Professor Dr. Scherr, von der Krankheit endlich überwunden, seinen viel und gern von Lauschenden umringten Katheder meiden mußte. Er that es aber nicht früher, als bis ihm das Schicksal nach dem langen Kampfe für das Ideale den neuen und schrecklichen mit dem Tode auferlegte. Nun hat er ausgerungen, — seinen Lebenskampf hat er gekämpft mit jenem Mute und jener siegesfrohen Zuversicht, die gerade ihn zu einem der berufensten Streiter für Wahrheit und Recht gestempelt haben. Nun schließt sich über ihm die Erde. Sie sei ihm leicht. — Ein Denkmal aber hat er sich selbst errichtet, das, um mit dem Dichter zu sprechen, Stein und Erz über-

dauert, ein Denkmal in den Herzen seiner Schüler, die es sich an der Bahre des geliebten Altmeisters geloben, aus seinem belehrungsreichen Leben stets das Beispiel unverdrossener Arbeit, starker Tugend und unerschütterlichen Charakters zu schöpfen und gleich ihm zu streben nach den Idealen der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Nekrolog

von

Professor Dr. J. Mähly.



Incorrupta fides nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?

Mit Scherr ist einer von den Männern zu Grabe gegangen, welche die Natur dem ganzen Menschengeschlechte schenkt, und wir müssen der „gütigen Mutter" um so dankbarer für dieses Geschenk sein, als sie keine Verschwendung damit treibt, wenn sie auch ihre Lieblinge selber mit ihren Gaben verschwenderisch ausstattet. Ein solcher Liebling ist Johannes Scherr gewesen, zu kurz gekommen ist er nur in einer Hinsicht: er ist nicht geboren im Schoße der Fülle und des Glücks; aber dieser Mangel ist reichlich aufgewogen, mehr als ersetzt worden durch die Schätze, welche die durch die Entbehrung geweckte und gestählte Kraft gehoben und ans Licht gefördert hat. Hätte schon dem Kinde oder auch dem zum Manne Herangereiften die Sonne des Glücks gelächelt, diese Kraft wäre zwar höchst wahrscheinlich nicht latent geblieben, aber sie

hätte sich schwerlich zu solcher Energie angespannt und mit solcher Wucht entladen. Eine Natur wie die seinige, die so mühelos aus dem Vollen schöpfte, würde unter allen Umständen aus den Geleisen des Mittelmäßigen und Alltäglichen herausgetreten sein; aber die harte Schule des Lebens, der Kampf ums Dasein haben sie dermaßen gestärkt, daß sie sich an das Höchste wagte und das Schwerste leistete. Sie hätte später, als Scherr schon ein Leben voller Arbeit, und ruhmvoller Arbeit, hinter sich und eine sorgenfreie Zukunft vor sich hatte, sich Ruhe gönnen dürfen, wenn Scherr ein anderer gewesen wäre, als er war. Aber die Ader dieser Kraft strömte zu voll und zu reich, als daß sie hätte still stehen können. Es war nicht Ehrgeiz, wenn Scherr bis zu seinem Tode rastlos und in gleichem Tempo wie in den Zeiten des schönsten Mannesalters weiterarbeitete und der staunenden Mitwelt Buch um Buch schenkte; es war der Drang, sich selber und der Mitwelt in steigendem Maße zu genügen. Weit entfernt zwar von jener falschen Bescheidenheit, die uns „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl" vorlügt, that er sich doch selber nie ein Genüge und sah in jedem neuen Erfolg einen neuen Sporn zu weiterem, reiferem Schaffen. Man mag dieser Natur nahe kommen, wo man will, sie prüfen und sondieren, wie man will, überall stößt man auf Gediegenes, nirgends tönt es hohl; man mag den Charakter, das Talent, das Wissen

und Können auf die Wage legen: es zieht alles schwer, und es ist nicht leicht, zu sagen, auf welcher Seite ihre eigentliche Stärke liege, ob im Herzen oder im Hirn, im Menschen, im Schriftsteller oder im Gelehrten; aber Kern war alles an ihr, nirgends Hülle, nirgends Schein. Er war ein deutscher Mann im besten Sinne; „einzelne wunderliche und wilde Wucherungen freilich muß man dieser deutschen Eiche, die draußen im Freien, von Wind und Wetter umdroht, steht, nachsehen". Scherr war ein überlegener Geist, und solchen ist es gegeben, originell zu sein. Die Originalität war bei ihm die gute deutsche „Ursprünglichkeit", d. h. naturwüchsig, angeboren, nicht künstlich anerzogen und mühsam gepflegt. Seine Feinde — er hatte und hat jetzt noch solche, wie jeder echte Mensch, welcher die Wahrheit über alle Rücksicht stellt — seine Feinde also wollen wissen, jene Originalität sei keine echte gewesen, Scherr habe sie nur als Maske getragen, um zu imponieren. Wir aber möchten den Künstler kennen, der eine solche Maske zu fertigen vermöchte: unsere höchste Bewunderung sollte ihm nicht fehlen, und wir möchten seinen Gegnern und Neidern zurufen: Schafft euch auch eine solche an, drapiert euch „nach berühmten Mustern", und wenn's euch gelingt, so wollen wir euch noch höher stellen als Scherr, denn dann seit ihr vollendete Künstler! — Nein, die Kunst steht diesseits einer Grenze still; was darüber ist, gehört zum Bereich

des Genies. Scherrs Freunde wissen, wie wahr und treu der Mann auch gegen sich selber war; wer ihm nicht näher stand, darf getrost seine Bücher für den Spiegel seines Wesens halten und seine Züge darin erblicken; sie und er sind eins.

Diese Bücher! Es ist ihrer eine stattliche, eine ungewöhnliche Zahl. Wer will ihnen gerecht werden? Wer das Vergängliche ausscheiden vom Bleibenden? Ein staunenswerter Fleiß im Bunde mit einer nicht minder staunenswerten Belesenheit und Vielseitigkeit hat sie geschaffen; aber auch diese drei hätten nicht ausgereicht, ohne die vierte und größte seiner Gaben: die wunderbare, spielende Leichtigkeit, die Gegenstände, so verschieden sie auch sind, zu beherrschen, zu durchdringen, darzustellen. Er hat die nie ruhende Feder niedergelegt, nicht weil er müde, sondern weil er krank war. Jetzt ruht auch er; am 24. November haben sie ihn in Zürich, seiner zweiten Heimat, begraben. Alles in allem gilt von ihm, was Strauß in seiner berühmten Vorrede zu „Hutten" sagte: „Wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotentum (wir dürfen hinzusetzen: gegen die Verkehrtheit und Dummheit in jeder Gestalt) eine Schlacht gewonnen wird, da ist sein Geschoß dabei gewesen."

Sein Leben, besonders der Sturm- und Drangperiode, liegt nicht so durchsichtig vor uns, als wir es

wünschen; er hat nicht den Drang in sich verspürt oder, wie mancher tief unter ihm stehende „Geistesheld“, die Eitelkeit besessen, seine Memoiren zu schreiben. Nur gelegentlich und andeutend spricht er von sich. So im „Heidekraut“ (1883) S. 2: „Am Fuße des Burghügels (vom Stammschloß derer von Rechberg, in dem „Hohenrechberg“ genannten Weiler) lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüsegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. Oktober im Teuerungsjahre 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufen und fern hinüber auf die vorspringenden Gipfel der ‚Schwäbischen Alp‘ . . . Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von Jugend auf etwas in der Seele geblieben.“ In der Nähe lag die alte Reichsstadt Gmünd, allwo „der Weihwedel die Bibel endgültig in die Flucht geschlagen“, und der junge, ebenfalls katholische Johannes wanderte tagtäglich aus seinem dörflichen Heim dorthin als Schüler des Gmünder Untergymnasiums. Was aus den neun Geschwistern geworden ist, wissen wir nicht, außer von dem einen, dem berühmt gewordenen Pädagogen Thomas Ignaz (begraben in Tägernweiler, Kanton Thurgau), der im Leben des jungen Johannes keine unwichtige Rolle spielt. Vater Scherr ist, nach dem Zeugnis des Sohnes, ein sehr begabter Mann gewesen,

hat aber auf die Entwickelung des psychischen Lebens in seinem Sohne Johannes weniger bestimmend eingewirkt als die Mutter. Diese hat, wie wir es so oft bei Müttern bedeutender Männer finden, auf das Gemüt ihres Sohnes durch vortreffliche Eigenschaften einen nachhaltigen Einfluß geübt. Scherr, der ihr Andenken zeitlebens hoch und heilig gehalten hat, nennt sie seine „fromme Mutter, fromm nicht allein im kirchlichen, sondern auch im besten und schönsten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann". In der Vorrede zu „Schiller und seine Zeit" hat er ihr ein pietätvolles Denkmal gestiftet: „Es ist ein Lieblingswunsch meiner Jugend gewesen, die Lebensgeschichte des großen Mannes zu schreiben, welcher als ein Leitstern stetig ob den Wirrsalen meines Daseins geleuchtet hat. Ich wurde früh gewohnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu demselben aufzublicken. In meinem väterlichen Hause gab es ein hochgeschätztes, braungebundenes Buch, eine der ersten Auflagen von Schillers Gedichtsammlung, und oft sah ich dasselbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner teueren Mutter, in Händen, welche tagsüber unermüdlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad sich abgemüht hatten. Noch steht mir die Stunde frisch im Gedächtnis, wo ich am Abend eines Sommersonntags mit der Unvergeßlichen unter dem Apfelbaum vor dem Hause saß, während die Sonne rotglühend hinter den Scheitel

des Hohenstaufen hinabsank. Da las sie dem von schwerer Krankheit genesenden Knaben die schöne, ihren frommen Sinn besonders anmutende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, so gut sie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war meine erste Bekanntschaft mit dem großen Dichter, und der damals empfangene tiefe Eindruck ist geblieben. Die dunkle Ahnung des Knaben von Schillers Größe wurde in dem Jüngling zu begeisterter Vorliebe." — Der Wunsch der Mutter war, daß Johannes Theologie studieren möchte. Diesen Wunsch hat freilich der Sohn nicht erfüllt. Wir wollen's ihm nicht verargen. Seiner Kirche hat er, als Klosterschüler zu Gmünd, den Tribut dadurch abgetragen, daß er öfter daselbst als Chorknabe funktionieren mußte. Scherr als Chorknabe! — Darin spielt ein gewisser Humor der Weltgeschichte. Früh schon finden wir Johannes in Zürich. Sein Bruder Thomas, Taubstummenlehrer in Gmünd, war 1825 in derselben Eigenschaft an die Blinden- und Taubstummenanstalt der genannten Schweizerstadt berufen worden und zog den jüngeren Bruder nach sich. Dieser sprach von dem älteren Bruder stets mit großer Liebe und Achtung und nannte ihn „den großmütigen Beschützer seiner Jugend". Und doch war er streng gehalten und nicht auf Rosen gebettet. Einem treuen Freunde zeigte er einst auf einem Spaziergang das Fenster

eines Dachstübchens und sagte wehmütig: „Sieh, ich hatte es in meiner Jugend nicht zu gut; da droben mußte ich oft hungernd und frierend, ohne Gesellschaft und Freunde, lange Winternächte durchstudieren.“ Und irgendwo in einer seiner Schriften sagt er: er habe in seiner Jugend so viele Bitternisse schlucken müssen, daß ihm das Herz in Galle schwamm. Er mochte dabei vor allem an seinen Aufenthalt als Pensionär im Hause eines damals bekannten Pädagogen Wurst denken, der, wenn auch vielleicht ein gelehrter Mann, für die leiblichen Bedürfnisse seiner Pensionäre gründlich schlecht sorgte. Er fütterte sie nämlich einen ganzen Winter lang tagtäglich, ohne irgend welche Abwechselung, mit schlechtem Sauerkraut und einem Stück Brot, so daß Scherrs Mutter, als dieser am Ende des Semesters heimkam, über dem schlechten Aussehen des Jungen eine Anwandlung von Ohnmacht bekam. Scherr pflegte dies zu erzählen, wenn etwa von der Anmaßung der jetzigen Jugend die Rede war. Die Szene dieser Jugendtragödie dürfte im Städtchen Ehingen an der Donau zu suchen sein; jedenfalls war Scherr eine Zeitlang (nach eigener Angabe) zu Ehingen an der Schule. Von 1837—1840 hielt er sich als Student in Tübingen auf und beschäftigte sich mit philologischen, philosophischen und geschichtlichen Studien. Für seine Anlage und Richtung war Tübingen der geeignete Ort, die freie Forschung dort in der Blüte.

„Die Arbeiten und Lehren eines Baur und seiner Schüler, eines Schwegler, Strauß, Vischer konnten an dem strebsamen Jüngling nicht wirkungslos vorübergehen.“ Inzwischen war sein nach Küßnacht als Leiter des Lehrerseminars berufener Bruder Thomas durch die Septemberrevolution (1839) von dort weggesprengt worden und hatte bei Winterthur eine Privatanstalt gegründet. Er berief nun den Bruder als Hilfslehrer (für Litteratur und Geschichte) dahin und nahm ihn auch als Mitarbeiter an seiner „Gemeinfaßlichen Geschichte der religiösen und politischen Ideen“ (1840) auf, ein Buch, welches Johannes später völlig selbständig zu seiner 1855 erschienenen „Geschichte der Religion“ erweitert und vertieft hat (2. Aufl. 1860). Schon in Winterthur finden wir Johannes Scherr in reger litterarischer Thätigkeit, und er setzte diese in seinem neuen Wohnsitz Stuttgart fort, wohin er 1843 gezogen war. Mit der Liebe im Herzen verließ er Winterthur und führte bald seine schöne und geistreiche Braut, Susette Kübler, heim, die er in der Schweiz kennen gelernt hatte. Es war und blieb bis zu Ende eine für beide Teile überaus glückliche, beide fördernde, beiden zum Segen gereichende Ehe. Freilich kehrte auch, besonders am Anfang, die Sorge ein. Scherr hatte mit seiner Frau zugleich zwei ihrer Söhne — Susette Kübler war eine geschiedene Haggenmacher — zu sich ins Haus genommen und ernährte auch diese

aus seiner „Armut". Als Scherr krank daniederlag, griff die Frau, um Geld zu schaffen, zur Feder und übersetzte aus dem Französischen. Damals fing sie auch an, für die Hausfrauenwelt zu schreiben; mit welchem Erfolg, ist bekannt. Später hat sie ihrem Manne durch ihre Kenntnis der modernen Sprachen treffliche Dienste geleistet, besonders als er an seinem „Bildersaal der Weltlitteratur" und seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" arbeitete. Mit innigstem Dank hat Scherr allzeit ihrer aufopfernden Liebe und treuen Hilfe gedacht. Als sie (4. Februar 1873) starb, wollte dem starken Manne das Herz brechen. Damals hat er, zum erstenmal wieder nach 24jährigem Fernsein, aber auch zum letztenmal, den deutschen Boden betreten, um, wenn auch nur kurze Zeit, der alten Heimat sein neues, bitteres Leid zu klagen (vgl. den Aufsatz „Nur eine Hausfrau" im Jahrgang 1873 der „Gartenlaube"). Scherr hat sich zum zweitenmal, wiederum mit einer Schweizerin, Marie Lüthy, verheiratet (1874), und wiederum durfte er, wie einer seiner Freunde sagt, „in das hohe Lied vom Weibe von Herzen einstimmen". Er selbst äußert sich also darüber: „Ich bin wahrlich kein Glückspilz und habe viel Leid und Sorgen durchgemacht, aber zweimal ist mir der große Wurf gelungen, so gelungen, daß ich den Göttern nicht dankbar genug sein kann." Die letzte lange und bange Krankheit Scherrs war nicht

nur für ihn, sondern auch für seine Frau, die ihn allein pflegte, eine überaus schwere Leidensprobe. Wie sie dieselbe bestanden hat, wissen die allein, die es selbst mit angesehen.

In Stuttgart wirkten bald neben den litterarischen noch andere Impulse, welche beinahe verhängnisvoll für sein Leben geworden wären, auf Scherr, nämlich die politischen. In seiner Schrift „Württemberg im Jahre 1843“ warf er der Regierung den Fehdehandschuh hin und rief zum Kampf gegen die damals herrschenden Mißstände in Religion und Kirche, Schule und Staat. Die Schrift, in Winterthur gedruckt, wurde der Zensur denunziert und die Polizei fahndete auf Exemplare, fand aber keine. Trotzdem kam das Buch in das Kabinett des Königs; der Monarch las es und befahl sogleich die Freigebung des buchhändlerischen Vertriebs. Aber Scherr wollte nicht bloß durch die Schrift, sondern auch durch das lebendige Wort wirken. Er ließ sich daher gern vom Bezirk Geißlingen an Stelle des Märzministers Römer, des früheren Führers der Opposition, zum Mitglied der Abgeordnetenkammer wählen. Auch D. F. Strauß saß in derselben, gehörte aber der Rechten an, während der ungestümere Scherr seinen Platz auf der Linken nahm. „Dieser spielte mit seinen jugendlichen Freunden in der Kammer und in der Presse den konservativen Perücken viel Schabernack, so namentlich

dem sich als Reaktionär entpuppenden religiösen Revolutionär Strauß, den Scherr wegen eines Votums zu gunsten der Wiedereinführung der Todesstrafe förmlich aus der Kammer hinausgedonnert hat." (Später hat Scherr in diesen Fragen seine Ansicht total geändert und ebenso eifrig für die Todesstrafe [wenigstens an schweren Verbrechern] als damals gegen dieselbe plädiert. Die Politiker der strengen Konsequenz brandmarken dies als Abfall und Felonie, denkende und fühlende Menschen werden es begreifen und — würdigen; der „Gebrandmarkte" befindet sich in guter Gesellschaft.) Im Winter 1848—1849 hielt er zu Stuttgart in politischen Versammlungen zündende Reden für Deutschlands Einheit und Größe. Als sich die Reaktion zu regen begann, ernannten die Freisinnigen einen „Landesausschuß", der die Leitung der „Volksvereine" übernehmen sollte. Scherr war Mitglied desselben, als solcher veranstaltete er (Pfingstmontag 1849) eine Volksversammlung in Reutlingen, woselbst er der eigentliche Redner des Tages war. Sein dortiges, unter den damaligen Umständen allerdings revolutionäres und völlig republikanisches Auftreten gab den direkten Anlaß zu seiner Verfolgung. Nach Unterdrückung des badischen Aufstandes nämlich faßte die Reaktion in Württemberg neuen Mut und beschloß, zunächst den Mitgliedern des Landesausschusses den Prozeß zu machen. Scherrs Glück wollte es, daß

seine Frau Bekanntschaft mit einer Hofdame und seine Magd intime Beziehungen zu einem Polizisten hatte. Der Mann wie die Dame bekamen Wind von der Sache und machten Meldung. Es war hohe Zeit; schon stand eine Polizeiwache vor Scherrs Wohnung, als dieser durch die Hinterthür über den benachbarten Friedhof entkam und von dort als angeblicher Kranker in einen unweit des Friedhofes bereit gehaltenen Wagen gebracht wurde, der mit einigem Pferdewechsel nach einer geeigneten Station der Bahn nach Friedrichshafen fuhr. Glücklicherweise spielte damals der Telegraph noch nicht, sonst wäre Scherr sicher eingeholt worden; sein Los wäre entsetzlich gewesen, denn der in contumaciam gefällte Urteilsspruch lautete auf 15 Jahre Zuchthaus. Ein Nachen brachte ihn glücklich über den Bodensee auf freien Schweizerboden. Seiner Frau legte niemand in Stuttgart etwas in den Weg, sie konnte unangefochten mit aller Fahrhabe nach der Schweiz ziehen; der Hof schien froh zu sein, daß er den gefährlichen Mann samt Frau los geworden war. In Zürich, seinem altbekannten Zürich, galt es nun aber zu arbeiten; die Freiheitsnot war wohl vorüber, aber die Finanznot dafür eingekehrt. Scherrs litterarische Thätigkeit war materiell nicht so lohnend, als man meinen sollte, weil er durch die Fallimente zweier seiner Verleger um sein sauer erschriebenes Vermögen kam. Als Privatdozent an der

Universität hielt Scherr Vorlesungen von 1849—1852 und begab sich hierauf aus Familienrücksichten nach Winterthur. Hier lebte er acht Jahre hindurch seinen Studien und litterarischen Arbeiten; um sich die Lasten und Kosten des Haushalts zu erleichtern, nahm er bis 1856 Pensionäre in sein Haus, die von seiner Frau und ihm selber unterrichtet wurden. Im Jahre 1860 erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte und Litteratur an das Polytechnikum in Zürich, und jetzt beginnen auch die Jahre seiner ökonomischen Wohlfahrt. Sein Ruhm stieg mit jedem Jahre, sein Produktionsdrang steigerte sich eher, als daß er durch die akademische Thätigkeit beschränkt worden wäre, Buch um Buch entstammte seiner Feder, und mag man sich auch nicht für alle begeistern — keinem klebt doch der Tadel der Langweile an. Bald war er auch einer der beliebtesten und gesuchtesten Dozenten. Verfasser dieser Skizze hat im „Biographischen Schriftstellerlexikon" (Leipzig 1882) eine Uebersicht über die schriftstellerische Thätigkeit Scherrs zu geben versucht und muß für die Titel darauf verweisen. Möglich, daß ihm eines oder das andere entgangen ist. Hinzugekommen sind seither „Porkeles und Porkelessa", 1882 (eine Art Tendenzroman, für den sich die „Freunde Israels" schwerlich begeistern werden), „Neues Historienbuch", 1884, „Heidekraut", 1884, „Gestalten und Geschichten", 1886, „Die Nihilisten", 1885, und ver-

schiedene, teilweise sehr erweiterte Neuauflagen und Neubearbeitungen (wie die der „Menschlichen Tragikomödie", 1882—1883, 6 Bände, des „Bildersaals der Weltlitteratur", 1885, 3 Bände, u. a.).

Die meisten seiner Schriften haben wiederholte Auflagen erlebt. Scherrs belletristische Thätigkeit ist von seiner wissenschaftlichen nicht leicht zu scheiden, weil er es wie kein anderer verstanden hat, dem Ernst seiner Darstellung die Würze des Unterhaltenden beizumischen und den Humor auf allen seinen Exkursionen als Begleiter mitzunehmen. Vor keiner Aufgabe ist dieser universelle Geist zurückgeschreckt, und was er auch erfaßte, trägt sein Gepräge. Auch als Novellist hat er teilweise Vorzügliches geleistet. In erster Linie möchte hier „Rosi Zurflüh", eine Geschichte aus den Alpen (1860), und der viel Zeitgeschichtliches und Biographisches enthaltende Roman „Michel", Geschichte eines Deutschen unserer Zeit (1858, 2 Bände), zu nennen sein. Seine jugendlichen Dichterwerke „Laute und leise Lieder" und das (unvollendet gebliebene) komische Epos „Hans von Dampf" sind wohl nur weniger bekannt geworden; dem Schreiber dieser Zeilen sind sie nie zu Gesicht gekommen. Die gelegentlich in seinen Schriften eingestreuten poetischen Versuche und Anwandlungen sind meistens tendenziös zugespitzt; sie sprudeln von Witz, Laune und Lauge, aber dem saftigen Kern fehlt die graziöse Hülle, die leichte, ge-

fällige und geflügelte Form und der melodische Fluß. — Von Scherrs weiterem Privatleben ist, insonderheit seit dem Tode seiner ersten Frau und dem seines Freundes Pompejus Bolley, des bekannten Chemikers, nicht viel zu vermelden. Der früher so fröhliche, unterhaltende Gesellschafter zog sich in die Stille seines Studierzimmers zurück, was auch um seinetwillen zu bedauern war, weil es seiner hypochondrischen Anlage Nahrung gab. Sonst war Scherr eine robuste Natur. In den letzten Jahren jedoch erlitt seine durch regelmäßigste Lebensweise und alljährliche Erholungskuren (vorzugsweise in Ragaz) trotz angestrengtester Geistesarbeit kräftig gebliebene Gesundheit harte Stöße. Ihn quälte ein Ohrenleiden (ein in seiner Familie heimisches Uebel), das nicht nur Schwerhörigkeit, sondern eine äußerst schmerzliche Erkrankung der Ohrknochen zur Folge hatte. Durch eine noch schmerzhaftere Operation davon befreit, erholte er sich scheinbar vollkommen (1884), war aber in beständiger Furcht, das gleiche Uebel möchte auch sein gesundes Ohr befallen. Aber es stellte sich ein anderes Leiden ein. Schon 1883 hatte ihn bei einem Aufenthalt auf der Friedau (Kanton Solothurn) eine gefährliche Lungenentzündung befallen, und diese scheint den Grund zu seiner letzten tödlichen Krankheit gelegt zu haben. Urplötzlich, ganz unerwartet kam diese (eine Rippenfellentzündung) über ihn und brachte entsetzliche Schmerzen. Sofort ahnte

man, daß er sich nicht mehr oder dann nur zu längerem Hinsiechen erheben werde, und so kam es auch. Es wurde der Kampf einer eisernen Natur gegen den langsam, aber unerbittlich nahenden Tod. Nur noch einige Male wagte es der Kranke, seine liebe Bücherei zu besuchen, doch jedesmal hatte er das Wagnis zu büßen. Sein Leiden war unsäglich. Aber während der Körper immer schwächer wurde, blieb der Geist stark; aus der nach Atem ringenden Brust brachte er von Tag zu Tag mühsamer die Worte heraus, und doch unterhielt er sich mit den wenigen Freunden, die er noch empfangen konnte, zeigte für alles, was auf dem großen Weltschauplatz und im engen Hause vorging, Interesse und las (oder ließ sich lesen) die „Allgemeine Zeitung", ab und zu auch ein Züricher Blatt und das „Jahrbuch des schweizerischen Alpenklubs". Eine Zeitlang schien es, als ob das Uebel einen langsameren, milderen Verlauf nehmen wollte; da, am letzten Tage des Oktober, packte es ihn urplötzlich mit neuer Heftigkeit und beschleunigte die Katastrophe. Seine Tag und Nacht um ihn beschäftigte Gattin glaubte, er werde die Nacht nicht überleben, und doch hielt seine Natur noch eine Zeitlang stand. Er fühlte aber, daß es zu Ende gehe, und äußerte sich darüber zu seinem Stiefsohn, Herrn Pfarrer Haggenmacher. Auch über Kant sprach er, wie dieser so schön habe reden können von der Macht des Ge-

müts; er meinte, eine solche Leidensprobe mache den Philosophen in ihm beinahe zu schanden. Am Vormittag des 21. November, nachdem er sich noch ein wenig Toilette hatte machen lassen und den Thee getrunken hatte, sank er mit einem Seufzer leblos zusammen; die Gattin als Witwe und zwei noch junge Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, als Waisen zurücklassend. (Aus erster Ehe lebt ein verheirateter Sohn in Chicago.) Anfang und Schlußsatz aus Scherrs Testament mag hier Platz finden: „Bei klarem Geiste und körperlicher Vollkraft, aber eingedenk der menschlichen Hinfälligkeit habe ich heute am 6. Februar 1880 in meiner Wohnung im Hause zum Sonneneck in Oberstraß bei Zürich die nachstehenden letzten Willensbestimmungen niedergeschrieben und kraft derselben über meine Hinterlassenschaft verfügt u. s. w. Die Fürsorge für die Grabstätte meiner ersten Frau überbürde ich meiner zweiten. Meinen Kindern überlasse ich meinen Segen, meinen Freunden mein Andenken, meinen Feinden meine Verzeihung und meinem Vaterlande meine innigsten Wünsche." Bei bedeutenden Männern erregt auch das Körperliche und Vergängliche unser Interesse und unsere Teilnahme. So mag hier gesagt sein, was wohl wenige wissen, daß Scherr an einem Auge völlig blind war und das Mechanische seiner großartigen Lebensarbeit, das Lesen und Schreiben, nur mit dem anderen, gesunden Auge besorgen mußte.

Als ganz kleines Kind nämlich wurde er von den Seinigen während der Erntezeit bei einem plötzlich eingetretenen Hagelwetter auf dem Felde nicht beachtet oder vergessen und blieb dort einige Zeit liegen, bis ihn eine Schwester holte. Ein Hagelkorn hatte inzwischen das rechte Auge des auf dem Rücken liegenden Kindes derart getroffen, daß das Augenlicht für immer verloren ging. Scherr sprach niemals davon, weil er nicht bemitleidet sein wollte.

In der Reihe jener „wackeren Schwaben“, die durch die Macht ihres Wortes jung und alt entzückt, gehoben, getröstet und den Ruhm „deutscher Zunge“ vermehrt haben, ist die kernige Gestalt Johannes Scherrs wahrlich nicht die hinterste. Er verdient es, daß auch *seines* Ruhmes gedacht werde. Die kurze Skizze, die wir dem Leser mitgeteilt haben, reicht eben hin zu einem Umriß; aber nur ein Vollbild kann dem Verdienst und der Bedeutung des Mannes gerecht werden, der, gerade weil er nicht auf der breiten Straße des Herkömmlichen, sondern seine eigenen Wege gegangen ist, so verschiedene Urteile hat erfahren müssen. Nun stellen auch die folgenden Striche bei weitem noch kein Vollbild dar, aber sie möchten wenigstens den Hauptzug seines geistigen Wesens, den schriftstellerischen, in ein möglichst helles und richtiges Licht stellen. Denn gerade hier gehen, je nach Stimmung, Geschmack und Schule, die Ansichten am weitesten

auseinander. Der Vorwurf, daß er geflissentlich und beharrlich auf das Originelle und Hyperoriginelle des Gedankens, sowie (und hauptsächlich) der Darstellung ausgegangen sei, ist ebenso wohlfeil als ungerecht. Er hat freilich auch als Schriftsteller, dem alle Farben der Darstellung, alle Mittel der Stilkunst, alle Waffen der sprachlichen Rüstkammer zu Gebote standen wie kaum einem, zu Gegenständen gegriffen, die nur und lediglich durch die Virtuosität der formellen Behandlung zu etwelcher Bedeutung konnten erhoben werden, wie etwa auch ein genialer Musiker ein an sich unbedeutendes, sogar triviales Motiv durch einen Sprühregen prickelnder Capriccios zu einem Schein von Tiefe und Gediegenheit herauszuputzen vermag — aber nach solchen buntfarbigen und bald verpuffenden Leuchtkugeln, die der Geist in müßigen Augenblicken, gleichsam mit sich selber tändelnd und spielend, aufsteigen läßt, darf ein Schriftsteller, wie Scherr, nicht beurteilt werden. Das sind, wenn man will, höchstens Arabesken oder Grotesken am Monumentalbau. Solcher Monumentalbauten hat aber Scherr sich selber mehr als eine errichtet; wir nennen beispielsweise nur zwei, die allein hinreichen würden, ihn in die erste Reihe deutscher Schriftsteller zu versetzen — sein Geschichtswerk über den „Deutschen Krieg“ (das Jahr 1870—1871) und seine Schiller-Biographie. Wer sich unbefangen in die Lektüre dieser Schriften

versenkt, wird, wenn er überhaupt Sinn und Empfänglichkeit für die Kunst der Darstellung mitbringt, gestehen, daß in deutscher Sprache noch selten Werke von so tadelloser Formschönheit geschaffen worden sind. Die großartige Trilogie des erstgenannten, in dieser beabsichtigten und von vornherein sich als Kunstwerk ankündenden Gliederung wirkt mit der Wucht eines äschyleischen Dramas auf den Leser, erschütternd und erhebend zugleich. Keine Spur von Originalitätssucht, von gesuchten Effekten, von sprachlichen „Seiltänzereien" und rhetorischen Künsteleien; in der maßvollen, durch das feinste Sprachgefühl geadelten Form, die durchaus mit den Ereignissen Schritt hält, ziehen diese, bald in rascherem, bald in gemäßigterem Schritt, an unserem Auge vorüber, und die Sprache erhebt sich zu grandiosem Schwung nur da, wo es not thut, d. h. wo die Pulse des Lesers fliegen und sein Herz in Furcht oder in Freude bebt; wir lesen nicht bloß mit den Augen, sondern wir schauen das Gelesene, zu farbigen, lebendigen Bildern verkörpert, vor uns, ja wir hören aus diesen blank geschliffenen, feindlich aufeinander prallenden Worten das Waffengeklirr heraus, und aus der Ferne zuerst, dann näher und näher schallt, über allem vernehmbar, der eherne Schritt der Nemesis. Kein unebenes, unpassendes oder falsch geprägtes Wort, auch kein unklares oder unschönes Bild verunziert dieses in seinen Farbentönen wunderbar abgestufte Gemälde

mit seiner wechselvollen Szenerie, seinen Lichtern und Schatten. Und wie der Tragödiendichter seine verschiedenen Figuren mit ihren weit auseinander klaffenden Neigungen und Bestrebungen sich abheben läßt auf dem Hintergrunde einer einheitlichen Idee, so geschieht es auch hier. Zwar sind es allerdings zunächst die Ereignisse selber, welche das Drama geschaffen haben, sie mußten sich mit Naturnotwendigkeit aus ihrem Hintergrunde heraus entwickeln; aber diesen Hintergrund klarzulegen als nationalen Größenwahn, die aus seinem Schoße hervordrängenden Ereignisse im Spiegel der Kunst zu fassen, den Naturprozeß zugleich zu einem künstlerisch dramatischen zu gestalten, ohne daß die geschichtliche Wahrheit auch nur in einem Punkte verletzt wird, das vermag doch nur ein hervorragender Schriftsteller. Man wird freilich sagen: Schönheit der Darstellung allein macht den Geschichtschreiber noch nicht, und man wird fragen: Steht die Treue derselben auf gleicher Höhe? Man hat in der That schon so gefragt, weil man glaubte, Scherr als Geschichtsforscher völlig leugnen, seine Thätigkeit als Geschichtschreiber aber mit dem Ausdrucke „Popularisierung der Historie" abthun zu sollen. Referent fühlt sich nicht berufen, diese Frage zu entscheiden: für den besonderen Fall aber, der im „Deutschen Krieg" vorliegt, fühlt er sich gedrungen, dem Verfasser auch den Begriff und das Wesen der „Forschung" in vollem

Sinne zu vindizieren, und zwar thut er dies aus eigener Einsicht und Anschauung. Er hat den „Alten vom Züricherberg“ bei der Arbeit belauscht, er hat dessen staunenswerte Kollektaneen und Quellenexzerpte mustern dürfen. Er weiß allerdings auch, daß Sammeln und Häufen noch keine Gewähr bietet für geschichtliche Treue; es gehört dazu ein starker, selbständiger Geist, der die Fesseln seiner eigenen Subjektivität zu sprengen, Neigungen, Wünsche, Eindrücke zurückzudrängen und sich als neutraler Beobachter in den Dienst der Wahrheit zu stellen vermag. War Johannes Scherr im stande, seiner durch und durch subjektiven Natur dieses Opfer der Entsagung und Selbstentäußerung zu bringen? Er, der ja in Wort und Schrift — wie oft! — jener „kühlen Objektivität“ des Historikers sein Pereat gebracht hat, ist er seinem eigenen Prinzip untreu geworden? Das nicht; es war auch nicht nötig, er ist auch hier zu seinem Prinzip gestanden, weil er es für das allein richtige, ja mögliche hielt. Mit Recht. Und doch muß, wer ihn überhaupt kennt, zu seinem Lobe sagen und bekennen, daß er in jenem Werke einen Kampf mit seiner eigenen Natur bestanden hat, um sie in die möglich engsten Schranken zurückzudrängen. Der Kampf war ein Sieg, und schon darum ist das Werk eine That. Nicht, daß sich deswegen die Bilder, die es uns vorführt, anders präsentieren, als sie sich in seinem Auge gemalt haben. Das konnte er nicht,

wollte er auch nicht; aber er war redlich bemüht, sein Auge vorher zu läutern und die Nebel des Vorurteils, die Flore der Launen und „Stimmungen" von ihm fern zu halten. Er hat sich dadurch über Menschen und Dinge emporzuschwingen und den Standpunkt des unparteiischen Richters einzunehmen vermocht, soweit dies überhaupt möglich ist. Diese Möglichkeit hat sich in der um den großen Krieg sich gruppierenden Litteratur selten genug in Wirklichkeit verwandelt; um so größer ist Scherrs Verdienst. Unerbittlich gegen die Leiter und Führer des Feindes, ist er diesem selber auf eine Weise gerecht geworden, wie kaum ein anderer seiner Landsleute. Den Franzosenkaiser selber hat er vielleicht zu schwarz gemalt; das abschließende Wort über ihn kann erst die Zukunft, d. h. noch nicht unser Jahrhundert, sprechen.

Von Schweizern hat Scherr oft den Vorwurf annehmen müssen, er habe seinen deutschen Sympathien zu viel Raum verstattet; früher habe man von solchen nicht viel bei ihm verspürt, er sei also seinen Ueberzeugungen untreu, sei — das Wort wurde gehört — ein Renegat geworden. Nichts Ungerechteres als dieser Vorwurf. Loben soll man ihn vielmehr darum, daß er trotz erlittener Unbill, die ihn jahrzehntelang vom deutschen Boden und Vaterlande fern hielt, als echter Mensch und Patriot seine Liebe zu Heimat und Volk nicht hat erlöschen, sogar mächtig

auflodern lassen in jenen Tagen, als sein Volk, vom langen Schlaf erwacht, den großen Waffengang um die Ehre antrat. Wohl hat er oft und viel jenen alten deutschen Michel aufs Korn genommen und seine Schlafmütze mit einer Unmasse von Projektilen des Witzes und Spottes gespickt, wie nur ein Scherr sie auf Lager hatte; aber er hat auf und zwischen den Zeilen stetsfort auf solche Eigenschaften des genannten Michel hingedeutet, die ihn mit Zeit und Gelegenheit gar wohl zu einem Ritter Sankt Georg machen könnten. Und so geschah's denn auch. Der Michel war dem Johannes doch ans Herz gewachsen, das fühlt, wer zu lesen versteht. Und doch, als das längst Gehoffte geschehen und die Metamorphose perfekt geworden war, hat Scherr Maß zu halten gewußt und durchaus nicht alles für vollkommen und nachahmenswert befunden, was zwischen Rhein und Oder gesprochen, geschrieben und gethan wurde. Er hat in seinen nach dem Kriege erschienenen Schriften Signale genug aufsteigen lassen, die verkünden sollten, daß an Bord noch nicht alles in Ordnung und der Hafen noch lange nicht erreicht sei. Selbst gegen die donnerfrohen Olympier seiner deutschen Heimat hat er sich nicht gescheut, sein strafendes Verdikt abzugeben, wo ihm solches nötig schien, und letzteres ist öfters der Fall gewesen, als sogar seine deutschen Freunde gern gesehen haben. Auch hierin hat Verkennung oder Haß bloß den Geist des

Widerspruches oder das gewohnheitsmäßige Gebaren des ungestümen und nie zufriedenen „Polterers“ oder weiß der Himmel welche sonstigen psychischen Krankheitssymptome erblicken wollen. Und es war doch die lautere Wahrheitsliebe, nichts anderes, was dem rastlosen Kämpen seine Waffe, die Feder, in die Hand drückte. Daß er bei diesen Gängen und Ausfällen ohne Ansehen der Person verfuhr und sich auch um die Regeln der graziösen Fechtkunst wenig kümmerte, mag devote Seelen verstimmt haben; wir in der Schweiz haben ihm diese „Rücksichtslosigkeit“ hoch angerechnet und auf das Konto seines Lobes gesetzt; wir haben uns sogar mit dem Bewußtsein geschmeichelt, diesen Mann politisch ein wenig erzogen zu haben. Denn fraglos hat die Schweizerluft auf die politische Konstitution Scherrs eingewirkt, und zwar günstig, wie bei jeder normalen Natur. Der Wandel hat sich leise vollzogen, wenn es überhaupt ein Wandel gewesen ist, und nicht viel mehr eine Klärung, freilich mit dem Niederschlage von Enttäuschungen. Im „freien“ Lande hat er auch viel Unfreies, viel Menschliches, Allzumenschliches vorgefunden; der Freiheitstrank, nach welchem seine männliche Seele dürstete, war nicht immer vom reinsten Geschmacke, und sein Glaube an die Unabhängigkeit der Gesinnung hat arge Stöße erlitten. Er hat als Nichtschweizer mit gutem Takte sich vom Getriebe der einheimischen Politik ferngehalten,

wenigstens in seinem Handel und Wandel. In seinen Schriften freilich hat er dem Drange seiner Wahrheitsliebe und seines Rechtsgefühls keine Fesseln anlegen lassen, und er geißelt die Tagesgötzen, in welchem Lager er sie auch findet; die Verknöcherung des staatlichen und kirchlichen Lebens war ihm ebenso zuwider als der tolle Veitstanz des extremen Radikalismus; den Volksschmeichlern beiderlei Kalibers, den roten wie den schwarzen, riß er gelegentlich, ohne sie mit Namen zu nennen, die Heuchlermaske vom Gesicht; aber auch dem Volke, dem leichtgläubigen, wankelmütigen, undankbaren und dennoch betrogenen, hat er, ein Sohn aus dem Volke, bittere Wahrheiten gesagt. Er mag nicht immer das Richtige getroffen haben, denn er war, wenn auch ein großer Geschichtskenner und ein tüchtiger Geschichtsforscher, doch kein eigentlicher Politiker; dazu fehlte ihm die „hohe Schule“ des erbarmungslosen Verstandes, der alles, was Herz und Gefühl heißt, beiseite wirft.

Scherr war Gemütsmensch durch und durch, auch da, wo seine Worte Pfeile sind; als solcher war er für die Politik nach heutigem Zuschnitte nicht gemacht. Seine Ueberzeugung und sein Orakel war das Gemüt, und diesem ist er durch alle Wandlungen der Ansichten hindurch, wie jeder Denkende sie durchmacht und durchmachen muß — sonst wäre er eben kein Denkender —, zeitlebens und unentwegt treu geblieben. Merkwürdig,

ja unglaublich, daß man's ihm im freien Lande übel vermerkte, wenn er etwa für seine deutschen Landsleute sich ins Zeug legte und sein Wort erhob gegen den Mißbrauch der „Freiheit“, d. h. gegen die Rohheit, die sich der mißleitete Pöbel gegen die Genannten erlaubte. Wir Schweizer wissen doch wahrlich ein Lied vom „Heimweh“ zu singen — und wollen es einem anderen verargen, wenn auch ihn „in der Fremde“ dieses Gefühl beschleicht? Das scheint denn doch den „deutschen Michel“ noch zu übermicheln! Ganz folgerichtig und der Art des Mannes entsprechend war es, daß Scherr den Elsässern ihre Gallomanie nie verzeihen konnte und ihnen schnöden Undank, Mangel an Vaterlandsliebe, Abfall von Pflicht und Gewissen vorwarf. Deutsch an Leib und Seele, waren sie teils in der Not des Krieges dem Reichsfeinde abgetreten, teils durch infamen Verrat eine Beute desselben geworden — und jetzt, als das gewaltsam aus den Fugen gerissene Recht wieder eingerenkt und der tausendjährige Verband hergestellt wurde, vergaßen sie der alten Bluts- und Stammesgemeinschaft so sehr, daß sie, statt den neuen Zustand als einen errungenen mit Jubel zu begrüßen, ihn vielmehr als einen aufgedrungenen verabscheuten! Die Radikalen freilich, die nur für den Schall hohler Worte, nicht aber für den menschlichen Herzschlag Ohren haben, wenden ihre Sympathien den Elsässern zu, denn die Franzosen sind

ja die große Nation, welche in Europa das „Prinzip der Freiheit" vertritt und — wer wollte nicht lieber zu ihnen gehören, als zu den monarchistisch gesinnten Deutschen?!

Diese und ähnliche Phrasen schwirren ja heutzutage in der Luft und zählen mit zu den Gebrechen des Jahrhunderts; sie sind die geistigen Pocken des lebenden Menschengeschlechts, und gegen sie hilft und feit kein Impfstoff als der Hohn, der unablässige Hohn, der sie vor allem Volke an den Pranger stellt. Unter den Lebenden aber hat keiner gerechteren Anspruch auf den Meistertitel in diesem Fache als unser Scherr, und zwar war er nicht bloß ein, sondern geradezu der Meister. Sein Leben lang ist er als ehrlicher, aber auch als schneidiger Ritter darauf ausgegangen, die Drachenbrut der Phrase zu bekämpfen; wo er sie nicht auf der Heerstraße fand, ist er ihr nachgezogen in entlegenere Gehege, wo sie gleichfalls ihr Unwesen treibt, denn sie kauert und lauert an gar manchem Orte. Der Ausritt zum Phrasenstrauße ist unserem Kämpen nach und nach zur süßen Gewohnheit geworden, und er hat es nicht mehr lassen können, auch auf anderen Fahrten kleine Abstecher nach der genannten Richtung zu machen. Das mag ja ab und zu mit der strengen Logik und Systematik sich schlecht reimen, aber es stört den Genuß der Lektüre nicht; im Gegenteil, es steigert ihn. Der plötzliche Einbruch

aus den akademischen Geleisen der Objektivität in das naturwüchsige Gebiet des Subjektiven reizt den Leser, seinem Führer, der ihm gerade hier in solchen Abschweifungen ad libitum in seiner ursprünglichen Gestalt, wie er leibt und lebt, entgegentritt, zu folgen und seine Turnierkunst zu bewundern, mit dem sicheren Gefühle, daß er alle seine Gegner auf den Sand setze, den einen mit feiner Klinge, den anderen mit grobem Kolben, aber immerhin — auf den Sand. Es ist wahr, Scherr wiederholt sich oft; er braucht die gleichen Waffen und führt die gleichen Hiebe — aber wiederholen sich denn die Phrase und die Lüge nicht auch täglich, stündlich, im Munde von Großen und Kleinen, im Salon und in der Bierkneipe, in Wort und Schrift?

Sieht man übrigens genauer zu, so nehmen sich diese vielgerügten Wiederholungen denn doch etwas anders aus als eine „Selbstkopie“ (mit welchem Worte impotente Gegner ihn niedergeblitzt zu haben vermeinen). Scherrs Sprachschatz ist so tief und unergründlich, daß er für seine Gedanken stets wieder neue Nüancen des Ausdrucks findet; hat er aber einmal das richtige und wuchtige Wort gefunden oder geschaffen, das den Begriff, wie der Stempel die Münze, ausprägt — und dieser Fall zählt nicht bloß nach Dutzenden —, warum soll er den Donnerkeil unbenutzt liegen lassen und bloß Pfeile schmieden? Er gibt, was er kann, sein Bestes und Kräftigstes, und er

weiß, was er will; und der Leser weiß es auch und braucht nicht zwischen den Zeilen zu lesen. Für diesen ist es ein angenehmes Gefühl, ja ein Genuß, zu wissen: „Ich habe im Buche den Mann, wie er leibt, lebt und denkt, den Kern zusamt der Schale; er geht geradeaus, kennt nicht die Scheuklappen der Rücksicht und Prüderie, spielt nicht Versteckens mit der Sprache aus Angst, durch die Wahrheit zu verletzen."

Derb konnte Scherr freilich sein, urderb, aber nur, weil er biderb war, weil er wußte, daß es Auswüchse gibt, die man mit dem Hammer zerschmeißen muß, und den Hammer soll man nicht mit Handschuhen anfassen und braucht man nicht mit Grazie zu schwingen. Auf die Lügen von der Reife und Mündigkeit des Volkes, auf die Niedertracht der Demagogen, auf die Unmoral der Jesuiten („Jesuwider"), auf pfäffische Heuchelei und menschliche Dummheit und so manchen anderen Schaden am Leibe des Jahrhunderts, die Verjudung der Presse, die Feilheit und Feigheit der Gesinnung, das Geldprotzentum und die Mammonseuche, hat er weidlich losgehämmert, und er durfte es, er stand in keinem anderen Solde als in dem seiner Ueberzeugung. Und weil er eben wie wenige auf der Höhe der Zeit stand, durfte er sich auch ungescheut an die Höchsten wagen.

Grob — das Wort ist nicht fein, aber wahr, und wir würden die Manen Scherrs verletzen, wollten

wir es abschwächend umschreiben — grob konnte er auch sein, großartig grob, aber eben doch großartig, der Kolben war aus Ebenholz, er schlug nicht mit dem gemeinen Dreschflegel drein, wie so mancher sogenannte Gelehrte von heute, der sich „groß dünkt“ in seiner Impotenz, wenn er die kleinen Schwächen großer Männer konterfeit, vielleicht auch, um der größeren malerischen Wirkung willen, eine Portion Perfidie unter die Farben mischt. Perfid ist Scherr nie gewesen, wohl aber hat er zur Genüge die Bedeutung dieses Wortes an sich erfahren. Ihm wäre es nie eingefallen, das Land, das ihm Obdach und Brot gewährt hatte, zu verunglimpfen und nur die schlimmen und schlimmsten Seiten desselben herauszukehren, während der guten und schönen doch so viele sind. Von dieser Perfidie hat die Schweiz einige beweiskräftige Muster schriftstellerischen Zeichens, auch aus neuerer Zeit, aufzuweisen, z. B. einen Herrn — der Name sei verschwiegen — der sich mit der Darstellung der griechischen Ethik zu schaffen gemacht hat. Perfid scheint es uns auch, wenn, wie jetzt geschieht, eine alte Geschichte aus Scherrs Vergangenheit aufgewärmt wird, welche augenscheinlich dazu dienen soll, ihn des politischen Wankelmuts und der Gesinnungslosigkeit zu zeihen. Sie beweist aber (angenommen, sie sei wahr) gar nichts, als daß das „Alte vergangen“ und vieles anders geworden ist — zunächst aber an

den Dingen. Und selbst, wenn es der Mensch wäre, der sich wandelt — liegt dies nicht in der Natur? Oder gilt das Naturgesetz der Entwickelung und des Fortschrittes nicht auch für das Individuum? Sind die Altersstufen nicht auch geistige Entwickelungsstufen? „Ich altere wohl, aber ich lerne fort und fort,“ sagt schon der griechische Dichter — aber die politischen Fanatiker von heute wollen, in ihrer Sphäre, dieses Weltgesetz nicht anerkennen. Der Mensch muß, noch ehe er denken gelernt hat, als Politiker fix und fertig sein. Ueberall, im religiösen, im sittlichen Verhalten, im geistigen Habitus gibt es Entwickelung, dort aber — bewahre! Da wird nichts zu- oder besser gelernt, da ist jede Entwickelung Abfall, Verrat an der guten Sache. Also ist auch Scherr ein Verräter, denn hört, was euch erzählt wird! Er ist anno so und so Anstifter einer nächtlichen Versammlung gewesen, die an irgendwelchem See stattfand, und hier wurde der damalige Prinz von Preußen, jetziger Kaiser von Deutschland, in effigie verbrannt und die Asche ins Wasser gestreut. Und der gleiche Scherr hat zwanzig und mehr Jahre später, als Deutschland unter Preußens Führung einig und groß geworden war, diese Erhebung mit Begeisterung begrüßt und mit Hochachtung der großen Männer gedacht, die jenen Umschwung ins Werk gesetzt hatten. Ist das nicht eine vollständige Frontveränderung? Erst Republikaner,

und zwar, wie noch lebende Freunde und Gesinnungsgenossen zugeben, der entschiedensten, extremsten einer, ein echter Volkstribun, dessen zündendes Wort die Massen entflammte — dann ein Herold des Kaisertums und seiner Größe! Wir denken: wer aus diesen Thatsachen einen Strick drehen will, handelt perfid, und er müßte ihn für die Edelsten des deutschen Volkes drehen. Scherr war von jeher ein feuriger Patriot, dem Deutschlands Wohl und Größe über alles ging; die Verfassungs- und Regierungsform kam erst in zweiter Linie; er irrte (übrigens in sehr respektabler Gesellschaft), wenn er nur von einer Republik die Verwirklichung seiner Ideale erhoffte, und als seine Hoffnung in anderer Form und auf andere Weise in Erfüllung gegangen war, da war es doch natürlich, ja es war sogar folgerichtig, daß er sich des gewonnenen Kernes freute und die Schale preisgab. Er hat überhaupt auf die Schale, wo sie auch sonst noch im bürgerlichen und im gesellschaftlichen Leben eine Rolle spielt, wenig gehalten, in der Kunst freilich hat er ihren vollen Wert anerkannt — weil sie hier wesentlich ist, die ebenbürtige Schwester des Inhalts —, und in *einer* Kunst hat er diese Wertschätzung in That umgesetzt und durch sein eigenes Beispiel glänzend illustriert: in der Kunst der Sprache. Hier ist er Künstler, grandioser Künstler, wenn auch nicht immer ganz fleckenlos. Auch an seinem Kern — und

eine kernhafte Natur durch und durch ist doch Scherr — kann man ja einige rauhe und schwache Stellen finden: Absonderlichkeiten, Vorurteile und Schrullen, Widersprüche. Das meiste stammt aus den wechselnden Stimmungen, und diese wieder haben ihren Sitz im Gemüt. Die Gestalt Luthers — um ein Beispiel anzuführen — ist ihm durch und durch antipathisch, er sieht in dem gewaltigen Glaubenshelden nur den wilden, unerbittlichen Fanatiker, den Urheber der deutschen Zerrissenheit; für die großen Züge am Wesen dieses Mannes hat er kein Auge. Spielen vielleicht in diese einseitige Anschauung noch Eindrücke aus der Jugendzeit, will sagen des katholischen Jugendunterrichts? Schwerlich, denn diese, soweit sie mit besagtem Kultus zusammenhängen, hat Scherr sonst so gründlich ver- und überwunden, daß alles eher als gerade diese Spur an ihm zu entdecken ist; der frühere Chorknabe hat jedes Atom, wenn ein solches aus den Wolken seines Räucherfasses an seinem Leib hängen geblieben war, weggewischt. Er hat durch diese Rücksichtslosigkeit, die übrigens nicht bloß Luther, sondern auch andere Heilige unter das Messer nahm, manchen, die doch nicht gerade in den Geleisen der Frömmigkeit wandeln, ins Herz geschnitten. Männiglich auch, und noch tiefer, hat er verletzt durch seine unverblümten Auslassungen gegen die Religion, insonderheit die christliche. Aber gerade hier scheint sein

Urteil, je nach der Stimmung, hin und her zu schwanken. Bald sieht er in der Religion eine Erfindung der Priester zum Zwecke leiblicher und geistiger Knechtung, bald die unentbehrliche Trösterin des Menschengeschlechts; er besingt beide Themata in den mannigfaltigsten Variationen. Bei welchem ist es ihm Ernst? Bei beiden; er hält beide cum grano salis für wahr, und eines schließt das andere nicht aus, denn — jedes Ding hat zwei Seiten. „Nur die dünkelhafte Vielwisserei unserer Tage" — sagt er in seinem „Heidekraut" — „weiß nicht oder leugnet in ihrer Borniertheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verstehe — nur mittels religiöser Vorstellungen mit der idealen Welt in Beziehung gesetzt werden kann." Und der gleiche Idealist Scherr — denn das ist er, und sein ganzer Pessimismus ist die Ausstrahlung seines Schmerzes darüber, daß diese Ideale auf Erden bisher nicht verwirklicht sind — der gleiche Idealist, der sich zum Kämpen der Religion aufwirft und die Materialisten, wo er ihnen begegnet, mit Keulenschlägen niederschmettert, der in der Geschichte das Weltgericht sieht und an das Walten der Nemesis glaubt, geht mit dem Gott der Christen so ungeniert und unerschrocken um, daß ihn — oder vielmehr seinen Verleger — das Berliner Stadtgericht wegen Gotteslästerung zu einigen Wochen Gefängnis

verurteilt! Auch diese Widersprüche übrigens lösen sich für den, der zwischen Buchstabe und Geist, zwischen der geschriebenen und der ungeschriebenen Religion zu unterscheiden vermag, und ähnlich werden auch die übrigen scheinbaren Dissonanzen sich in Einklang bringen lassen. Gleichwohl kann und soll nicht geleugnet werden, daß Scherr sich nicht auch einmal einem Witze, der ihm gerade durchs Gehirn fährt, einem Bonmot, einer Pointe oder einem sprachlichen Effekt zuliebe hat verleiten lassen, zu sagen, was er nicht voll und ganz empfand. An diese Klippe sind schon viele seinesgleichen angefahren; als Beispiel mag Heinrich Heine genannt sein. Die Versuchung muß für solche Leute eine wahre Sirene, die Entsagung eine Herkulesarbeit sein.

Facit indignatio versum. Der Ingrimm führt aber die Feder, auch ohne daß Verse fließen; so bei Scherr. Die wahre Satire ist die Begeisterung des Hasses; der Humor hat den Haß überwunden. Natur und Erfahrung haben in Scherr zusammen den Satiriker geschaffen; seine universelle Bildung zeitigte an demselben Stocke die Blüten des Humors. Er greift aber nicht, wie man so oft glaubt, im Drange der Spottlust oder aus Sucht, zu stigmatisieren, nach solchen Menschen und Dingen, welche das Brandmal verdienen, er wühlt nicht, wie man etwa sagen hört, mit Vorliebe im Kehrichthaufen der Geschichte, sondern

weil, leider, die bösen Dämonen in der Luft schwirren, greift er nach ihnen und zeigt sie uns im leibhaftigen, schaurigen Konterfei. Aber daß er ein ebenso großer Meister war im Abbilden des Guten und Schönen, das beweist vor allem sein „Schiller“. Auch „Blücher und seine Zeit“ entzückt durch eine Fülle farbenprächtiger Gemälde. Was die Sprache überhaupt leisten kann, um uns das optische Bild zu ersetzen, ist hier verwendet; keine Nüance fehlt, vom leuchtenden Farbenspiele bis zu den duftumsponnenen Linien des verschwimmenden Umrisses und der bloßen Andeutung. Und doch steht „Schiller“ noch höher, und zwar zunächst darum, weil hier sich Scherr bemüht hat, nicht zwar seine Eigentümlichkeiten, aber doch die allzu markigen oder kantigen Züge seiner Schreibweise fern zu halten oder zu mildern. Dadurch ist das Buch, ganz abgesehen von seinem Inhalt, ein Kunstwerk geworden, wie in deutscher Sprache wenige geschaffen worden sind. Scherr hat hier das Beste und Gediegenste seines eigenen Wesens gegeben; das Buch ist mit Herzblut geschrieben; der Glanz und die Wärme der Darstellung, die Höhe des Standpunktes und die Tiefe der Empfindung, der weite, Gleichzeitiges und Vergangenes beherrschende Blick, das gewissenhafte Streben, die Sympathie für den Liebling seiner Seele nicht über die Schranken der Wahrheit hinausquellen zu lassen — alles das macht die Lektüre

dieses „Volksbuches“ zu einem herzerquickenden Genuß. Manchen, der sich von der scharfen und wohl auch schroffen Art Scherrs abgestoßen fühlte, hat das Buch über Schiller wieder mit ihm versöhnt. Und so ist's recht. Hier und in ähnlichen Leistungen muß man Scherrs Kern und Wesen suchen, man findet dann mit dem Schriftsteller zugleich den Menschen. Es ist kleinlich, seinen Schrullen nachzuspüren; er hat solche, er ist auch nicht frei von wirklichen Fehlern: er ist oft zu bitter, sieht oft zu schwarz, schreibt zu ungeniert und bringt vielleicht den „walddursprünglichen“ Faun, auch wo es nicht gerade nötig ist, auf die Szene. Daß er aber diesen ruppigen, struppigen Gesellen mit Vorliebe auf den Katheder gestellt und seinen Zuhörern präsentiert habe, hat sich als ein Gerede böser Zungen herausgestellt. Scherr war kein Pedant, der die Tragweite jedes Wortes ängstlich abmaß, er versperrte einem Kraft- und Saftworte, wenn es ihm auf die Zunge kam, den Weg nach außen nicht; aber vor Exzessen bewahrte ihn sein pädagogischer Takt, der wohl, als Erbstück, vom Vater auf ihn übergegangen war.

Scherrs Zuhörer zählten übrigens nach Hunderten, und wenn sie auch ab und zu etwas „Gesalzenes“ oder „Pikantes“ zu schmecken bekamen, so erhielten sie jedenfalls auch andere Nahrung, sonst wären sie nicht in dieser Anzahl gekommen. Den ganzen Scherr nach solchen Zuthaten beurteilen zu wollen, ist ebenso un-

gerecht, als seine sprachlichen Leistungen nach dem oft wunderlichen, aber niemals schalen Schnickschnack zu bemessen, den er dem Stil beimischt. Wer ihm „Ungeschmack und Manier“ im allgemeinen vorwirft, sagt nicht die Wahrheit. Mehr als eine seiner Schriften mag diesen Vorwurf verdienen. Der Mann hat deren zu viele geschrieben, auch, „der Not gehorchend“, schreiben müssen, als daß alle die Zeit überdauern könnten. Aber an den Monumenta aere perenniora vermögen wir nichts von Ungeschmack zu entdecken. Solche aber hat Scherr sich auch errichtet, und wir denken sogar, einem Sprachgewaltigen wie ihm ist etwa auch einmal ein Griff erlaubt, von dem der Schwache und Zage abstehen muß. Scherr durfte von der „Metternichtigkeit“ des Zeitalters sprechen, durfte den „König Infinitiv“ wagen, durfte klagen über die „Dichteritis“; diese und andere Wagnisse laufen unbeanstandet mit in der großen Zahl der neugeschaffenen Wörter oder Wortbildungen ureigensten Gepräges, womit Scherr die deutsche Sprache bereichert hat; nicht alle halten Stich, gegen andere, die Aufnahme verdienten, haben sich die Zeitgenossen merkwürdig spröde verhalten, manche werden Eigentum der Sprache bleiben. Wer soll denn auch dem Reichtum neuer Begriffe, die aus unseren verfeinerten Lebensformen, unseren erweiterten Kenntnissen, unseren gesteigerten Bedürfnissen quellen, die richtigen Sprach-

kanäle öffnen, wenn es nicht auserwählte Geister thun? Nicht nur die Kraft, auch den Trieb zu Neuschöpfungen hat Scherr besessen, und sie haben beide vorgehalten, solange er schrieb, und er schrieb, kann man sagen, solange er lebte. In seiner letzten Publikation „Gestalten und Geschichten" quillt und sprudelt es noch wie in seinen besten Zeiten; keine Spur von Verdunsten und Versiegen, und ein Leser, welchen bei diesen wunderbar frischen, vollsaftigen Bildern etwas wie Langweile anwandeln sollte, würde dem eigenen Geschmacke ein bedenkliches Zeugnis ausstellen. Da lesen wir (in der Vorrede) von der „Zeit, wo unser Volk mit der Sklaverei und der Slawerei auf Tod und Leben ringen muß" (und die bulgarische Frage war damals noch nicht aufgetaucht!), von dem „gedunsenen Konfusionär und Wortschaumblasenbläser Gladstone", von einem „Schlag ins Kontor des päpstlichen Weltgeschäftes", von einem, der hinter den Kulissen „machenschaftet", und einem anderen, der seinen ruchlosen Vorgänger noch „überruchlost", wir hören von dem „Jammersal", daß so viele Menschen „ein konfessionelles Brett vor der Stirne haben", und wiederum von der „Knechtschaffenheit" anderer (überhaupt ein Lieblingsausdruck Scherrs), von einem gewissen römischen Imperator, der „aus einem Genußfex ein Blutfex geworden war", von dem „vornehmsüßen Pöbel, diesem betitelten Menschenkehricht"; ihren

Teil bekommen nicht bloß die „Goethe-Philologen“, über deren kleinlichen und unfruchtbaren Ameisenfleiß Scherr sich bei jedem Anlasse ereifert, sondern auch die „Mikroskopiker in der Spezialität der Stammbaumblattläuse“, und die „Genies, die 'mal einen auf Versefüßen hüpfenden Floh gefangen und glauben, sie hätten einen Elefanten oder Löwen erlegt“, oder die, so „den Schnarchchor zur Welttragödie“ bilden. Da wird von einem erzählt, welcher „der reine Bildungskautschuk gewesen“, von dem Zufall, er sei „der Leibzwerg der Riesin Historia“, von „konservativen Hauchen und liberalen Säuselungen, der Aufrichtigkeit Windtmachers, der Großmächtigkeit Deutschlands und der Seidenspinnerei unserer alexandrinischen Bücherwürmer“; da glaubt einer beim jähen Erwachen Donnerschläge zu hören, aber „es donnerte nicht, es wagnerte“ (nämlich auf dem Klavier im oberen Stock), und wie ihm dann „zu Unmute“ war, erfährt der Leser gleichfalls. „Die gallische Nation“ — heißt es ebenda — „glaubte an den Säbel Bonapartes als einen allmächtigen Zauberstab, welcher ihr ‚Brot und Spiele‘ schuf und zudem als ein wundersamer Schwert-Fidelbogen sich auswies, der dem gallischen Größenwahn zum hochwillkommenen Gloiretanz aufspielte“, und für diesen Bonaparte gehörte der (am Herzog von Enghien vollzogene) „Aderlaß zur politischen Medizin“; er that ferner, was die Franzosen wollten,

nämlich er „stimmte die Phrasendrehorgel auf einen anderen Ton“! Die öffentliche Meinung aber „ist nichts anderes als der aus dem hohlen Bauche der Unwissenheit oder der vollen Gallenblase der Bosheit hervorgurgelnde Klatsch“. Wie blank und schneidig in der Form und wie wahr dem Inhalte nach ist dann (ebenda S. 376) seine Betrachtung: „Der moralische Vorschritt unserer Zeit verhält sich zum materiellen wie ein alter, müder Droschkengaul zu einem jungen, feurigen Vollblutrenner. Deshalb sind genau in demselben Maße, in welchem das menschliche Denkvermögen straffer wurde, die sittlichen Bande schlaffer geworden, und aus dieser Schlaffheit entspringt der molluskische Philanthropieschwindel, die feige Nachsicht mit dem Laster und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande ... Mag die Wissenschaft von Entdeckung zu Entdeckung stürzen, sie vermag, weil der ethischen Seele entbehrend, die Menschen nicht mehr zu veredeln, sondern nur noch zu raffinieren. Daher die Thatsache, daß je mehr jetzt das Leben den Menschen bietet, diese nur desto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußsüchtiger werden. Daher die Verrohung der Massen, die Verwilderung unserer Zeitgenossen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnsinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausschweifung, die Lastergründe, wie sie in diesen

Tagen drüben im scheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältnis zwischen dem Ueberschusse an materieller und dem Mangel an moralischer Kraft ist das große Unglück unserer Zeit, welche darum eine immer erschreckendere Aehnlichkeit mit der antiken Welt gewinnt, wie diese war, als sie ihrem Untergang entgegentrieb." Das sind menschlich wahre und aus den Tiefen des Gemüts stammende Worte, das ist ethisches Gepräge, die warme Sprache des fühlenden Subjektes, welches den Erscheinungen und Objekten kühl gegenüberstehen nicht will, noch kann. Und diese Auffassung ist der Pulsschlag seiner Geschichtschreibung. Mag eine berufenere Feder seine Bedeutung als Historiker würdigen, so viel ist ausgemacht: der rein menschliche Standpunkt, den er einnimmt, im Verein mit den oben berührten sprachlichen Tugenden, verleiht seinen Geschichtsbildern einen bestrickenden Zauber und unvergänglichen Reiz. Keiner der Modernen kann sich hierin mit ihm messen. Wohl ist es wahr, der Pessimismus schaut uns aus seiner Darstellung unverwandt und unverhüllt ins Angesicht; andere werden sagen: er starrt oder er grinst uns entgegen. Wir aber meinen, gerade er gebe ihr Farbe und Bewegung; denn es ist nicht der feige und nervenschwache Pessimismus, der sich in Wehmut auflöst und im Zagen verstummt, sondern der männliche, thätige, der

die Donnerstimme erhebt gegen die Verworfenheit, der dem Laster den Fluch ins Gesicht schleudert, der auflodert im Ingrimm, im wilden Schmerz über die unerreichten, unerfüllten Ideale aufschreit und auch in der Verzweiflung die Waffen des Wortes nicht senkt. Einem Verstande, der über den Weltlauf nachdenkt und dem nicht ganz besondere Troststimmen ins Herz raunen, müssen jene Töne sympathischer klingen als das süße Geflöte jener Glücklichmacher, die der seufzenden Kreatur immer nur die eine Melodie vorspielen, wie schön und herrlich die Welt sei. Ueberhaupt haben die Optimisten einen schweren Stand, wenn sie Geschichte schreiben wollen, nämlich wahre Geschichte, nicht gefälschte oder im Prisma der Religion aufgefaßte. Der echte Historiker muß erblassen, wenn er dem furchtbaren Ernst der Ereignisse ins Angesicht schaut. Scherr hat die Geschichte nicht bloß gekannt — dazu befähigte ihn vor allem ein phänomenales Gedächtnis —, er hat sie auch geistig in sich verarbeitet und sich seine Weltanschauung daraus gebildet. Ein Philosoph war er nicht (obschon er in seinem Wissensdrange sich auch mit den Lehrsätzen der Weltweisen vertraut gemacht hatte), aber ein scharfer und kühner Denker, ein Weltweiser in der Hausjacke, der auf die Spekulation im Galakleide keine allzugroßen Stücke hielt. Für ihn gab es nicht bloß auf dem intellektuellen, sondern auch auf anderen Gebieten „Auf-

gaben, welche überhaupt nicht zu lösen sind. Selbst ein mit Allmacht und Allweisheit ausgestatteter Gott (meint er) könnte die sogenannte soziale Frage nicht zu einer vorstellbar glücklichen Lösung führen, so er nicht vorher die Menschen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelwesen, geschlechtslos, bedürfnislos, leidenschaftslos ... Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata Morgana eines ‚ewigen Friedens‘ unter den Völkern, einer ‚sozialen Harmonie‘ unter den Menschen ergötzen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum allezeit auch sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben in allen seinen Erscheinungsformen, sondern auch das ganze Universum in allen seinen Ausstrahlungen ist ein ewiger Krieg aller gegen alle: Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen, und dieser Friede wird nur der des Todes sein.“ Das klingt nicht erbaulich und nicht tröstlich. Aber wo steht denn geschrieben, daß der Weltprozeß tröstlich sein müsse? Ob tröstlich, ob trostlos, kann keiner der Lebenden sagen, wir wissen nur, daß er ist. Wir wollen dem Leser, der das Buch Scherrs nicht zur Hand hat, auch den Schluß desselben nicht vorenthalten; es sind die letzten Worte, die er überhaupt für die Oeffentlichkeit geschrieben hat: „Denn es steht geschrieben, nicht in Büchern,

aber in den Sternen: Die Thorheit, siehe, sie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja!" Am Schluß der (an Moritz Carriere gerichteten) Vorrede aber sagt er: „Ich hoffe, wir werden auch im neuen Jahre die alten bleiben." Er ist es geblieben, zwar nicht lange mehr, denn er starb noch im selben Jahre; aber auch bei längerem Leben hätte er von seiner Art nicht gelassen, denn sie war zu kernhaft, zu fest gegründet und zu tief gewurzelt.

So lebte und strebte Johannes Scherr; wenigstens hat sich sein Wesen also abgebildet und festgeprägt in der Erinnerung dessen, der diese Zeilen unter dem Eindruck herzerfüllender Wehmut niederschreibt, um die Züge des Verstorbenen im Umriß zu zeichnen. Sie sollen der Wahrheit entsprechen, nicht der mildernden oder verschönernden Fürsorge der Freundschaft. Es hält zwar schwer, einem Verhältnisse, welches durch einen jahrzehntelang gepflogenen Briefwechsel unterhalten und genährt wurde, keinen Einfluß zu verstatten auf das Urteil, und das Hochgefühl, einem solchen Manne nahe gestanden zu sein, nicht überströmen zu lassen in die Geleise ruhiger, objektiver Darstellung; aber am redlichen Willen wenigstens hat es nicht gefehlt, und jede dieser Zeilen, wie sie aus der Feder des Schreibenden geflossen, ist zugleich der Ausfluß seiner Ueberzeugung, jeder Satz sein Glaubenssatz. Und er sieht mit hoher Genugthuung, daß dieser

Glaube, wenigstens im allgemeinen, auch von anderen geteilt wird. In der Gedächtnisrede auf Scherr, die ihm sein Amtsgenosse gehalten hat, finden sich folgende Worte: „Im Herzen, aus der Stimmung hat er die Dinge aufgefaßt. Hieraus entsprang der ethische Geist seiner Darstellung, seine Begeisterung für die Freiheit, für die Ausgleichung der sozialen Ungleichheit, für die Bewegungen und Erhebungen des Volkes zum Zwecke seiner Freiheit, sein Pathos für alles Gute und gegen alles Schlechte. Mächtige Fermente hat er in die moderne Gesellschaft hineingeworfen und mittels seines Vortrages bis hin auf jene Benjamine der östlichen Völker gewirkt, welche gegenüber einer perfiden Diplomatie um ihre Freiheit kämpfen. Alles in allem war Scherr eine Persönlichkeit originalster Art, ein Meister des akademischen Vortrages, ein litterarischer Lehrer weitester Kreise, ein wackerer Kämpfer für Freiheit, Vaterland und höhere Bildung." Gewiß, und wir setzen ergänzend hinzu: ein Sprachbildner und Sprachgewaltiger wie kaum ein zweiter unter den Sprach- und Zeitgenossen.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Scherr, J.
Letzte Gänge.



